Eine Frau mit drei Gesichtern.

Humoristischer Roman

von

Paul de Kock.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1860.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Theobalds Häuslichkeit.

»Wird es heute regnen? — wie? Soll ich meinen weißen Hut aufsetzen oder ganz einfach den Alltagshut?«

»Meiner Treu, ich weiß es wirklich nicht — ich bin kein Astronom.«

»Ah, das ist eine niedliche Antwort, als ob man ein Kalendermann sein müßte, um zu errathen, ob heute gutes Wetter sein wird oder nicht.«

»Laß mich doch ein wenig in Ruhe! Du siehst, daß ich arbeite.«

»Gut — wenn ich Dich etwas frage, so weißt Du mir nichts weiter zu antworten als: Ich arbeite. — Mein Gott, ich sollte meinen, es gehörte eben nicht viel dazu, zu sagen: es sieht mit dem Wetter nicht richtig aus, oder: Du kannst deinen weißen Hut aufsetzen, das Wetter wird aushalten. — Das würde Dich bei deinen großen Arbeiten nicht stören.«

»Ach, liebe Freundin, weißt Du denn nicht, daß ich einen sehr wichtigen Artikel für mein Journal schreibe — die Kritik über ein Werk, von welchem alle Welt viel Gutes sagt?«

»Wenn alle Welt Gutes davon sagt, so brauchst Du es ja nicht zu kritisiren, dieses Werk.«

»So schweige doch! Was verstehst Du denn von solchen Dingen! Sprich doch nicht über Literatur, ich bitte Dich!

»Ich verstehe vielleicht mehr davon als Du, obschon man eigentlich nicht von mir verlangen kann, Geist zu haben — und obschon ich keinen Cursus in der Ae — Ae — mein Gott wie heißt denn gleich das gelehrte Wort, welches Du jetzt bei jeder Gelegenheit anwendest? — in der Aesthetik gemacht habe. Ich hörte neulich einen Herrn, der ein Feuilleton las, ich weiß nicht mehr in welchem Journal — und der ausrief: Diese Herren wollen uns Sand in die Augen streuen, sie würden besser daran thun, wenn sie uns Geist und Witz hineinstreueten.«

»Und das sagst Du mir?«

»Ach, mein kleiner Theobald, ich will mir durchaus nicht erlauben, zu sagen, daß Du dumm seiest.«

»Erstens sollte dein Herr wissen, daß man keinen pulverisirten Witz hat, um ihn den Leuten in die Augen streuen zu können.«

»O, das war eine bloße Redensart — eine Hyperbel, nicht wahr?«

»Ach, schweig doch, Du sprichst Dummheiten und solltest in Gegenwart anderer Leute ein wenig Acht auf Dich geben, denn zuweilen entschlüpfen Dir Ausdrücke, die nicht zu den guten gehören.«

»So! Du willst mir wohl sagen, ich sei albern. Wie?«

»Nein, das sage ich nicht, aber da Du in Bezug auf Grammatik, Geschichte und Geographie nicht sehr gut beschla-

gen bist und dennoch in Alles hineinredest, so begehst Du zuweilen ungeheure Schnitzer, wegen deren Du ausgelacht wirst, das sehe ich recht wohl.«

»Das heißt, Du bist eifersüchtig, glaube ich, weil man mich liebenswürdig findet und weil man mich immer auffordert, Anekdoten zu erzählen und weil man sich allemal mehr amüsirt, wenn ich spreche, als wenn Du deine langweiligen Vorträge hältst. Man lacht weit mehr, wenn ich spreche.«

»Ja, aber man lacht auf deine Kosten, wie ich Dir so eben sagte. Noch erst vorgestern bei Raymond, als man, ich weiß nicht gleich wie, darauf zu sprechen kam, daß Sokrates den Schierlingsbecher getrunken, riefst Du: Ha, wie muthig waren diese Römer!«

»Nun und? —«

»Nun, Sokrates ist niemals ein Römer gewesen, liebe Freundin.«

»Was war er denn?«

»Er war Athenienser und folglich ein Grieche.«

»Athenienser oder Römer — beide waren Völker des Alterthums und der Irrthum ist daher kein großer. Da macht Ihr Herren in euren Journalen noch ganz andere. Ihr erwähnt ein altes Melodrama und sagt: das ist ein Werk von Pixérécourt und gleichwohl ist das Stück, von welchem Ihr sprecht, von dem guten Papa Caigniez. Eben so geht es Euch mit den Romanen — Ducroy Dumenil schreibt Ihr die Werke Dinocourt's, der Anna Radcliff die furchtbaren Romane des ehrwürdigen Pater Mathurin zu und so fort! Und eure Irrthümer werden obendrein gedruckt, was sie viel schwerer macht, denn Worte sind weiter nichts

als Wind, während Geschriebenes, — es gibt ein lateinisches Citat hierüber, aber ich weiß es nicht recht.«

»Das ist schade. Du solltest noch versuchen, lateinisch zu sprechen, das würde der Sache die Krone aufsetzen. Wohlan, Abricotine, wirst Du mich endlich arbeiten lassen?«

»Ach, Theobald, sonst sprachst Du nicht so mit mir! Du fuhrest mich nicht rauh an, wenn ich Dich etwas fragte, Du wurdest nicht zornig, wenn ich ein wenig mit Dir plaudern wollte. Wie Du Dich doch geändert hast!«

»Liebe Freundin, ich könnte von Dir vielleicht dasselbe sagen, aber das wäre nicht galant und ich will es daher nicht sagen.«

»Du wirst Dich begnügen, es zu denken, nicht wahr? Das ist hübsch von einem Ehemanne. Nach einigen Jahren Ehestand finden uns diese Herren nicht mehr schön — sie bilden sich vielleicht ein, daß sie selbst es geblieben sind — daß die Zeit an ihnen vorübergegangen sei, ohne sie zu sehen, die armen Unschuldigen. Zum Glücke hält ihre Meinung uns nicht ab, Eroberungen zu machen, was doch beweist, daß wir noch nicht gar so häßlich sein können.«

Während diese Dame so fortfährt zu sprechen, hat ihr Gatte, der an einem mit Büchern, Heften und Papieren beladenen Bureau sitzt, wieder angefangen zu schreiben und scheint den Klagen und Vorwürfen seiner Frau keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken.

Da wir einmal von diesem Herrn sprechen, so wollen wir sogleich sagen, daß Theobald Rubencourt siebenunddreißig Jahre zählt, daß er ein großer, blonder, nicht gut gewachsener Mann ist, der aber ziemlich angenehme Züge und

ganz leidlich freundliche Augen hat, besonders wenn er sich nicht mit seiner Frau zankt.

Er hatte wenig Vermögen. Er ist Schriftsteller geworden, mehr aus Eitelkeit als aus innerem Berufe, und ohne gerade Talent zu haben, ist es ihm dennoch gelungen, sich beinahe einen Ruf zu schaffen und einen kleinen Platz mitten unter jenem Ameisenhaufen von Leuten zu behaupten, welche mit aller Gewalt und der Minerva zum Trotz schreiben wollen.

Um dazu zu gelangen, hat Theobald Rubencourt eines jener Mittel ergriffen, welche gegenwärtig unter diesen Herren am gebräuchlichsten sind. In allen seinen Artikeln hat er nemlich Gelegenheit genommen, diejenigen seiner Collegen, welche in der Republik der Literatur einen hohen Rang einnehmen, mit Complimenten zu überhäufen, und warum sollen diese Leute dem, der ihnen alle Tage Lobsprüche spendet, nicht auch zuweilen ein freundliches Wort entgegnen? Auf diese Weise lernt man sich kennen.

Schmeichelt, immer schmeichelt! Die Männer lassen sich durch die Schmeichelei eben so gut födern, wie die Frauen und — die Raben!

Mit zweiundzwanzig Jahren war Theobald ein ziemlich hübscher Junge, obschon er keine Waden hatte. Die Mode der weiten Pantalons verdeckte diesen Mangel, der zu der Zeit, wo man kurze Hosen trug, so sichtbar war. Höchst wahrscheinlich bilden die schlechtgewachsenen Männer die Majorität, da die weiten Pantalons fortfahren die Herrschaft zu behaupten. Seitdem man der Pfeife und dem Tabak huldigt, ist es ganz natürlich, daß man sich nicht mehr

mit Eleganz kleidet. Eins folgt auf's Andere. Als die Männer noch dicht anliegende Beinkleider trugen, hätten sie sich um keinen Preis dazu verstanden, einen Geruch wie aus einer alten Soldatenwache um sich her zu verbreiten.

Ich bitte um Verzeihung, ich bin kein Raucher, wie man sieht, und ich predige in der Wüste, aber die Meinungen sind frei. Dennoch gestehe ich, daß ich mich nicht daran gewöhnen kann, Schüler von zwölf Jahren zu sehen, welche Cigarren rauchen, oder junge Bengel, die mit acht oder neun Jahren schon die Pfeife im Munde haben. Wenn dies unsere schöne Jugend heißt, was soll dann erst die häßliche thun?

Wir wollten also sagen, daß Theobald, obschon er keine Waden hatte, dennoch mit leichter Mühe einen Platz für sein Herz fand, was beweist, daß man, um den Damen zu gefallen, gerade nicht ein Apollo zu sein braucht.

Unser junger Blondin, der sich damals weit mehr mit Liebschaften als mit Literatur beschäftigte — er that sehr recht daran — besuchte eifrig jene öffentlichen Orte, wo die nicht sehr spröden Schönheiten sich zu versammeln pflegen. Er ging demgemäß auf die Bälle, die damals in Aufnahme waren, wie zum Beispiel Chaumière, Mabille, das Château rouge, Vauxhall, Valentino &c.

Und hier richtete er sein Augenmerk auf eine der hübschesten Tänzerinnen des Etablissements, debutirte mit ihr durch eine Polka und schloß mit einem Souper.

Diese vorübergehenden Liaisons konnten der Zukunft des angehenden Literaten durchaus nichts schaden, besonders wenn sie nur die Zeit eines Carnevals oder einer gerade in der Mode befindlichen Quadrille dauerten.

Eines schönen Tages aber, oder vielmehr eines schö-

nen Abends — wir wollen lieber gleich sagen in einer schönen Nacht, denn dies ist am richtigsten — war Theobald im Valentino der verführerischen Abricotine Ragotin begegnet. Der Familienname war indessen wenig bekannt, und man nannte sie daher allgemein nur Abricotine.

Sie war eine Blondine mit schönen weißen, feisten Schultern, und der übrige Theil ihrer Person entsprach dieser bemerkenswerthen Partie ihrer Reize. Sie war ein großes Mädchen von neunzehn Jahren, mit runden, gut ausgesprochenen Formen. Ihr Wuchs war schlank und geschmeidig, ihr Bein sehr gut geformt, sie hatte Wade, und diese war gut angesetzt.

Man muß zugeben, daß dies für eine Dame weit nothwendiger ist als für einen Mann, und der Grund ist sehr einfach, denn die Frauen tragen keine Pantalons. Einige ziehen allerdings dergleichen an. Kleinen Mädchen wollen wir es auch hingehen lassen, aber wenn man einmal groß ist, dann ist es sehr häßlich und sollte verboten werden, im eigenen Interesse der Damen, welche dadurch tausend Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden.

Mademoiselle Abricotine war also gut gewachsen. Sie hatte einen lachenden, gut ausgestatteten Mund und graubraune, vielleicht ein wenig kecke Augen, wodurch aber ihr Lächeln nur um so pikanter gemacht ward.

Ihr Tanz entsprach dem Ausdruck ihres Blickes. Er war gewagt, ja sogar excentrisch. Man versichert, daß zuweilen der Wächter der guten Sitten sie aufgefordert hatte, sich bei dem Balancé zu mäßigen und ihr Bein weniger hoch zu schwenken, weil dadurch die Augen ihres vis-à-vis bedroht wurden.

Abricotine gehorchte eine Zeit lang diesem Rathe, wenn

aber der Sittenwächter nicht zur Stelle war, riskirte sie sofort eine Pirouette, welche die Bewunderung der Zuschauer erregte. Deshalb drängten sich auch die Freunde des plastischen Tanzes immer in Masse um die Quadrille, welche von ihr gewählt worden. Ihr choreographischer Ruf war kolossal geworden, und sie war eben so berühmt als die Turlurette, Cigarrette, Tamponette, Bastringuette und andere Berühmtheiten des Tanzes jener Zeit.

Theobald hatte Abricotinen bemerkt, die damals das Pas executirte, welches unter dem Namen der stürmischen Tulpe bekannt war, und sofort hatte er sich bestrickt gefühlt. Die Bewegungen eines Balancé, bei welchem die galante Tänzerin jenes reizende Zittern und Zucken der Cachucha nachahmte, welches Fanny Elsner so berühmt gemacht, bezauberten unsern jungen Mann vollends.

Die Quadrille war noch nicht zu Ende, so hatte er Abricotinen auch schon für den folgenden Tanz engagirt.

Und während dieses Tanzes war eine glühende Erklärung hervorgeschleudert und angenommen worden. Man hatte sie durch ein Lächeln beantwortet, welches zu den umfassendsten Hoffnungen berechtigte, kurz die Bekanntschaft war bald gemacht.

Auf öffentlichen Bällen geht es mit der Liebe sehr schnell. Es ist als ob die Musik, als ob der Galopp die jungen Herzen elektrisirten, die blos hierherkommen, um zu lieben und zu gefallen suchen.

Es ist das ja ein so süßer Zeitvertreib und man thut recht daran, sich ihm zu widmen, wenn man kann.

Am nächstfolgenden Morgen war also Mademoiselle Abricotine die Geliebte Theobalds — und wenn ich sage am nächstfolgenden Morgen, so glaube ich, ich verspäte mich.

Diesmal aber war die Liebe des jungen Mannes nicht mehr eine einfache Laune, sondern eine Leidenschaft, welche sich ins Unendliche zu verlängern drohte.

Die hübsche Tänzerin des Valentino besaß nicht gerade Geist, wohl aber allerhand drollige Manieren, Gewandtheit und besonders jene Schlauheit, die beinahe allen Frauen eigen ist und sie in den Stand setzt, sofort die schwache Seite des Mannes zu errathen, der sie liebt.

Ach, wie weit entfernt sind wir, diesen Vorzug zu besitzen. Eine Frau kennt uns nach einem intimen Verhältniß von vierundzwanzig Stunden, und wir kennen zuweilen unsere Geliebte nicht, nachdem wir schon vierundzwanzig Monate mit ihr verlebt.

Liegt der Grund, daß wir so wenig Intelligenz in dieser Beziehung besitzen, vielleicht darin, daß wir das starke Geschlecht sind? Man wird mir antworten, daß wir nicht alle Vorzüge haben können.

Abricotine bemerkte bald, daß die Eigenliebe Theobalds schwache Seite war. Er schrieb schon einige Verse, einige Romanzen, einige Artikel für kleine Journale und beeilte sich stets, seiner Geliebten mitzutheilen, was er gefertigt hatte.

Diese verfehlte niemals, Alles, was ihr Geliebter ihr zeigte, reizend und bewundernswürdig zu finden; sie sagte ihm, er sei der erste Schriftsteller seiner Zeit, und er, anstatt sich zu sagen, daß dieses Mädchen nichts weniger als im Stande war, in literarischen Dingen zu sagen, was gut oder was schlecht sei, drückte sie an sein Herz und rief: »Es wäre mir unmöglich ohne Dich zu leben.«

Dieser Schluß war ganz nach Abricotinens Geschmack. Sie besaß allerdings einen Erwerbszweig — sie stach No-

ten — aber sie arbeitete durchaus nicht gern. Andererseits verschafft der Tanz nicht immer die Mittel, sich hübsche Toilettegegenstände zu kaufen und gute Mahlzeiten zu halten.

Sie hatte daher traurige Tage verlebt, wie das zuweilen geschieht, selbst nach sehr lustigen Nächten.

Theobald war nicht gerade sehr reich, aber er hatte tausend Thaler Rente, und damit kann man schon leben. Uebrigens mußte er mit seiner Feder dereinst ganz gewiß noch reich werden, und er versicherte ihr dies mit so überzeugter Miene, daß sie es endlich glaubte.

Eines Tages sagte der junge Mann zu Abricotinen:

»Warum sollen wir Jedes für sich leben? — wir wollen doch beisammen wohnen — erstens wird dies ein Glück und zweitens eine Ersparniß sein.«

Das junge Mädchen verlangte nichts Anderes. Sie konnte dabei nur gewinnen. Ihr Mobiliar war mehr als bescheiden, das ihres Geliebten dagegen sehr comfortabel.

Vergebens sagten Theobalds Freunde zu ihm:

»Man muß niemals mit seiner Geliebten gemeinschaftlich wohnen — dies ist eine große Thorheit. Später kostet es einem allemal die fürchterlichste Mühe, sie wieder loszuwerden, und wenn man sich endlich entschließt, sie zu verlassen, so muß man ihr gewöhnlich seine Möbel opfern.«

Der junge Mann war gewöhnt, nur seinem Kopfe zu folgen, deshalb nahm er Abricotinen zu sich.

Diese that, als ob sie eine ganze Menge Sachen mitbrächte. Dieselben beschränkten sich aber auf einige Packete Frauenlumpen, die immer viel Platz wegnehmen und keinen Werth haben.

Die Liebe aber berechnet nicht, denn von dem Augenblick an, wo sie berechnet, hört sie auf Liebe zu sein.

Man lebte also gemeinschaftlich, anfangs wie zwei Turteltäubchen, dann wie Neuvermälte, und dann endlich wie Mann und Frau. Die Liebe hatte der Gewohnheit Platz gemacht.

Abricotine hatte sich übrigens sehr gebessert. Sie dachte nicht mehr ans Tanzen; sie war eine wirkliche Hausfrau geworden, und verstand ein gutes Gericht für Theobald und namentlich jene kleinen Delicatessen zuzubereiten, welche die Männer so sehr lieben, besonders wenn sie Dichter sind.

Geist und Gutschmeckerei gehen Hand in Hand und nur Dummköpfe wissen nicht, was gut schmeckt.

Ich habe Einen gekannt — ich habe mehr als Einen gekannt, aber ich entsinne mich gerade dieses, weil er bei Tische fortwährend und mit einem gewissen Ausdruck von Stolz sagte: »Ich esse um zu leben, aber ich lebe nicht um zu essen.«

Der arme Mann! Seine Frau hat ihn wohl gelehrt, warum er lebte.

Theobalds und Abricotinens Verhältniß war durch die Geburt eines Kindes noch enger geknüpft worden. Es war ein kleines Mädchen, welches man auf der Stelle schön gefunden hatte wie der Tag — ohne darauf zu achten, daß es an diesem Tage regnete.

Man hatte es Theodorine genannt und es einer Ziehmutter übergeben, weil ein Mann, welcher schreibt und nur eine bescheidene Wohnung hat, nicht den ganzen Tag das Geschrei eines Kindes mit anhören kann, welches noch keine Zähne hat — und man weiß, daß die Zähne nicht ohne Schmerzen zum Durchbruch kommen.

Es verging ein Jahr nach dem andern. Abricotine hatte eine Corpulenz gewonnen, die ihr jugendliches Aus-

sehen nothwendig verminderte, aber ihrer Küche widmete sie noch immer unermüdliche Sorgfalt.

Theobald sagte sich allerdings zuweilen, daß er seiner Zukunft geschadet, daß er mit seinem Talent, in seiner Stellung eine vortheilhafte Partie machen, daß er ein reiches Mädchen hätte heiraten können, aber dennoch hatte er sich so an Abricotinen gewöhnt, daß er sich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen.

Uebrigens errieth diese, die in seinen Zügen sehr gut zu lesen verstand, oft, was ihn traurig und mürrisch machte.

Dann verdoppelte sie ihre kleinen zarten Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien und seufzte, indem sie zu ihm sagte:

»Und deine Tochter, deine Theodorine, die Du so sehr liebst — wirst Du denn nichts für sie thun? — Ich spreche nicht von mir, die ich Dir meine Jugend geopfert — die ich um deinetwillen allen Vergnügungen entsagt, die meinem Alter zukommen — die ich mich geweigert, den Männern Gehör zu schenken, die mich mit Gold und Diamanten bedecken, die mir Equipagen, Pferde, Hotels und Lakeien geben wollten! — Nein, ich bedauere dies alles übrigens nicht einmal, denn deine Liebe ist für mein Glück stets hinreichend gewesen — mit Dir würde ich mich in der bescheidensten Mansarde glücklich fühlen — aber meine Tochter — wenn ich an ihre Zukunft denke — das arme Kind, welches keinen Namen haben wird — Niemand wird etwas von ihr wissen wollen.«

Theobald begriff recht wohl, was dies alles heißen sollte. Zuweilen machte es ihn ungeduldig und er verließ dann ärgerlich das Haus. Abricotine kehrte aber so oft zum

Angriff zurück, daß er eines Tages dieses immerwährenden Krieges müde rief:

»Wohlan, machen wir der Sache ein Ende!«

Nun aber veränderte sich das Theater mit einem Male und vollständig.

Wenn eine Frau nicht mehr fürchtet verlassen zu werden, so hört sie auf, sich Zwang anzuthun. Sie überläßt sich ohne Rückhalt ihren Geschmackseinrichtungen, ihren Neigungen. Ihr kleiner Charakter zeigt sich dann in seiner ganzen Nacktheit. Sie nimmt sich nicht mehr die Mühe zu verhehlen, was er Unangenehmes haben kann.

Die kleinen Aufmerksamkeiten, Zuvorkommenheiten, Complimente und Schmeicheleien — alles dies verschwand nun und ward durch eine Freimüthigkeit ersetzt, die zuweilen sehr unhöflich war.

Die Küche ward nicht mehr so gut versorgt wie früher, denn Madame wollte nicht ihre ganze Zeit auf ihre Hauswirthschaft verwenden.

Mit den reifern Jahren kehrte die Coketterie zurück. Für den Ehemann hatte man keine mehr. Wozu sollte man Jemanden zu gefallen suchen, von dem man nicht mehr verlassen werden kann? Das wäre überflüssig — wohl aber entwickelte man Coketterie für Andere.

Die kleinen Delicatessen kamen in Wegfall und wenn der Hausherr sich beklagte, daß sein Tisch nicht mehr so gut besetzt sei wie früher, so antwortete Madame in gereiztem Tone:

»So nimm Dir doch eine Köchin! Die kann Dir dergleichen Leckereien machen. Ich mag mir nicht mehr in der Küche die Hände ruiniren. Gott sei Dank, die Zeiten sind vorbei!«

»Allerdings,« sagte der arme Mann seufzend bei sich selbst, »die Zeiten sind vorbei, wo man mir schmeichelte, wo man tausend zarte Aufmerksamkeiten für mich hatte, wo man jeden Augenblick des Tages mich umarmte, indem man that, als ob man mich anbetete. Ich fange an zu glauben, daß man wirklich nur so that! — Aber man that doch wenigstens Alles, um mir es einzureden. Damals war ich allerdings nur der Liebhaber — ich konnte mich erzürnen — ich konnte unbeständig werden — ich konnte mit einem Wort Madame verlassen. Gegenwärtig, nachdem ich sie einer zweideutigen, unsichern Stellung enthoben, habe ich ihr einen Namen gegeben, ihr eine ehrenvolle Stellung eingeräumt — ich habe ihr meine Freiheit, meine Zukunft geopfert. Ich bin mit einem Worte ihr Gatte geworden und zum Lohn dafür wird sie störrig, mürrisch, zänkisch, sie sucht nicht mehr mir angenehm zu sein — um eines Nichts, um eines Wortes willen geräth sie in Hitze und sagt mir die größten Grobheiten. O die Frauen! Man benehme sich nur gut gegen seine Geliebte und rechne auf ihre Dankbarkeit!«

Zweites Capitel.

Häusliche Scenen.

Jetzt sind es neun Jahre, daß unser Schriftsteller — denn Theobald ist wirklich Schriftsteller geworden; wenn man hartnäckige Ausdauer besitzt, so kann man Schriftsteller und Literat werden, eben so gut wie man durch Uebung Pianist oder Geiger werden kann (freilich wenn der Geist mangelt, so ist es wie wenn dem Musiker das Gehör mangelt — man schreibt falsch) — es sind also neun Jahre, daß Theobald, der Journalist, Mademoiselle Abricotine Ragotin geheiratet hat, nachdem er vorher schon fünf Jahre mit ihr gelebt. Dies macht zusammengenommen vierzehn Frühlinge, welche sich jetzt in Winter zu verwandeln beginnen.

Vierzehn Jahre! das ist sehr lange für die Liebe. Sie hat dann vollauf Zeit gehabt, in Freundschaft zu zerschmelzen, und es ist ein Glück, wenn sie blos diese Umgestaltung erfahren hat.

Dennoch gibt es mehr als eine Liebe, welche der Zeit widersteht — und ich spreche von der ehelichen Liebe. Man hat deren gesehen — allerdings sind solche Fälle selten, aber sie kommen doch vor — ich brauche Euch nicht »Philemon und Baucis« zu nennen, die kennt Ihr eben so wie »Heloise und Abeillard«. Dieser Letztere hatte übrigens seine guten Gründe, um keine Untreue gegen seine Frau zu begehen, obschon er fern von ihr war.

In neuerer Zeit hat man viel von »Herrn und Madame Denis« gesprochen. Ich habe sie nicht gekannt, dennoch aber will ich glauben, daß sie existirt haben und daß Dusauziers sie nicht erfunden hat.

Theobalds Hauswesen glich nicht dem dieses liebenswürdigen Paares, welches von dem so eben genannten reizenden Liederdichter so schön besungen worden. Die Liebe war geflohen wie ein Schatten und ohne zu sagen: Ich werde wiederkommen.

Uebrigens ist es auch sehr selten, daß dieser kleine Gott die Leute, die er einmal verlassen, wieder besucht. Er entwickelt gewöhnlich bei seinen Beziehungen wenig Höflichkeit; indessen, man mag thun was man will, so wird man ihn nicht bessern. Man muß ihn vielmehr nehmen, wie er ist.

Madame Rubencourt war noch eine ziemlich hübsche Frau, obschon ihre Corpulenz etwas zu beträchtlich war, besonders unter der Taille, was sie aber nicht abhielt, noch Crinolinen und Unterröcke von Eisen oder Stahl, mit einem Worte jenes ganze Rüstzeug zu tragen, was die Damen gegenwärtig unter ihren Kleidern verbergen.

Und was stecken sie nicht Alles hinein, großer Gott! die Reifröcke von ehedem, über welche man so sehr gespottet, konnten keinen größeren Umfang haben, oder vielmehr sie sind übertroffen.

Also, wie wir bereits gesagt, seitdem diese Dame wirklich geheiratet worden, war sie sehr cokett geworden; jemehr sie aufhörte jung zu sein, desto mehr Mühe gab sie sich, es scheinen zu wollen.

Es ist dies übrigens die Geschichte aller Frauen, und wir wollen ihnen kein Verbrechen daraus machen, denn sie thun dies ja blos, um uns länger zu gefallen. und dadurch ihre Zwecke zu erreichen

Theobald bekümmerte sich wenig um die Coketterie seiner Frau. Sehr oft bemerkte er gar nicht einmal, daß sie ein neues Kleid an- oder einen neuen Hut aufhatte. Die Männer, welche schreiben, verwenden wenig Aufmerksamkeit auf das, was alltäglich um sie her vorgeht — sie haben keine Zeit herumzuschnüffeln.

Was aber Abricotinens Gatten ärgerlich machte und oft gegen seine Frau erzürnte, war hauptsächlich der Umstand, daß sie nicht mehr denselben Enthusiasmus für die Erzeugnisse seiner Feder verrieth, sondern im Gegentheil sich sogar zuweilen erlaubte, sie zu kritisiren oder einzuschlafen, während ihr Gatte ihr vorlas.

Dies Letztere kränkte Theobald am meisten. Wenn er einen Artikel vorlas, den er geistreich und witzig fand, und er, anstatt seine Frau ihn loben und ihm Beifall spenden zu hören, weiter nichts vernahm als ein sanftes, wohlwollendes Schnarchen, dann ward er zornig. Er warf ärgerlich das Papier, welches er in der Hand hielt, weg und rief:

»Ha, welch eine einfältige Gans habe ich geheiratet! O Molière, deine Magd wußte Dich zu verstehen, und meine Frau schläft ein, während sie mir zuhört! O schätzenswerthe Laforêt, wo bist Du?«

Und Madame, die durch diese Ausrufungen ihres Gatten aufgeweckt ward, rieb sich schnell die Augen und murmelte:

»Wie? was? Du sprichst von einem Walde? *) Ich glaubte, das Stück spielte in einem Salon?«

»Es ist gut, Madame, es ist gut!« antwortete der Schriftsteller, indem er sich majestätisch in seinen Schlafrock

*) Unübersetzbares Wortspiel mit Laforêt — la forêt — der Wald.

wickelte. »In Zukunft werde ich Dir von meinen Producten gar nichts mehr vorlesen.«

»Nun um so besser, denn dabei kann ich nur gewinnen, denn seit einiger Zeit, lieber Freund, bist Du durchaus nicht amüsant.«

Entsetzliche Antwort, die alle Liebe in dem Herzen eines Schriftstellers erstickt haben würde, wenn er deren noch für seine Frau empfunden haben würde.

Dennoch aber war ein Band vorhanden, welches die beiden Gatten einander nähern mußte.

Ihre Tochter Theodorine war ziemlich dreizehn Jahre alt. Seit ihrem fünften Jahre aber war sie gänzlich in Pension. Ihr Vater hörte nicht auf zu sagen: »Ich will, daß meine Tochter gut erzogen werde.«

Und wahrscheinlich dachte er, daß seine Frau dieser Aufgabe nicht gewachsen sei.

Was Abricotinen betraf, so hatte sie, ohne sich zu beklagen, in die Trennung von ihrem Kinde gewilligt. Coketten Müttern liegt nichts daran, ihre Töchter bei sich zu haben.

Die kleine Theodorine besuchte ihre Eltern am Neujahrstage, zum Carneval, zu den großen Festen, an den Geburtstagen, in den Ferien — kurz bei allen jenen Gelegenheiten, welche die Directricen einer Pension sich wohl hüten zu vergessen, damit von den dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres ihre Zöglinge wenigstens den dritten Theil in ihrer Familie zubringen.

Weit entfernt aber, daß die Anwesenheit ihrer Tochter die üble Laune verscheucht hätte, welche jetzt so oft in dem Hauswesen des Herrn und der Madame Rubencourt

herrschte, war sie vielmehr häufig die unschuldige Ursache zu neuen Zwistigkeiten.

Wenn der Papa seiner Tochter befahl, etwas zu thun, so verbot es ihr die Mama. Wenn diese lobte, was Theodorine gesagt hatte, ward dieselbe von ihrem Vater getadelt und bekam Verweise.

Theodorine, die nicht wußte, wem sie gehorchen sollte, hatte es endlich für angemessen erachtet, auf Niemand zu hören und nur ihren eigenen Willen zu thun. Dies hielt jedoch ihre Eltern nicht ab, wenn von ihr die Rede war, mit stolzer Miene auszurufen:

»Ah, unsere Tochter wird sehr gut erzogen. Man kann sich schmeicheln, daß sie eine Demoiselle werden wird, welche Lebensart versteht und sich in Gesellschaft gut zu benehmen weiß.«

Diese Worte wurden oft in Gegenwart von Eltern gesagt, welche ein wenig unruhige oder für ihr Alter zu lustige Töchter hatten. Man freut sich in der Regel, seinen Freunden und Bekannten im Vorbeigehen einen Hieb geben zu können. Die Gesellschaft lebt nur von Hieben, wobei zuweilen auch die Krallen zum Vorschein kommen.

Die schöne Abricotine, die ihr Mann zur Zeit ihrer Liebe nur Didine nannte, hat so eben wieder zum Fenster hinausgeschaut, dann sagte sie:

»Ich werde meinen weißen Hut aufsetzen — übrigens, wenn es regnet, so nehmen wir einen Wagen — wir werden auf jeden Fall einen nehmen, denn zu Fuß gehe ich ganz gewiß nicht bis Saint-Gervais.«

»Ich dachte, wir gingen niemals zu Fuße hin, und ich begreife daher nicht, warum Du dies sagst.«

*

»Ah, Du hörst mich ja, lieber Freund, ich dachte, Du hättest Dich ganz in deine Kritik vertieft.«

»Es ist sehr schwierig zu arbeiten, zu schreiben — wenn man fortwährend vor den Ohren sprechen hört. Ich werde diesen Artikel heute Abend vor dem Schlafengehen fertig machen — dies ist die einzige Zeit, wo ich in Ruhe arbeiten kann, wenn Du schläfst.«

»Uebrigens hast Du Dir es auch förmlich angewöhnt, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis ich eingeschlafen bin, das ist sehr liebenswürdig. Man kennt diese Malicen.«

»Wie, Madame, was wollen Sie mit diesen Worten sagen?«

»Ich, mein Herr? Durchaus nichts. Mein Gott, was soll ich denn damit sagen wollen?«

Und die dicke Abricotine fängt an die Melodie des Tableau parlant zu trällern: »Du warest was Du nicht mehr bist — Du bist nicht mehr das was Du warst.«

Theobald aber hat seine Papiere zusammengepackt, ist vom Bureau aufgestanden, hat seinen Schlafrock aus- und einen Paletot angezogen, ohne weiter auf das zu achten, was seine Frau singt.

Nach einigen Augenblicken kommt er wieder auf sie zu:

»Ich bin fertig — gehen wir nun?«

»Mein Himmel, ich habe ja noch keinen Hut auf und auch noch keine Handschuhe an.«

»Gut, dann dauert es noch eine halbe Stunde, denn ich weiß wie lange Du brauchst, ehe Du mit deinem Kopfputze in Ordnung kommst.«

»Nun, ich kann einmal nicht leiden, daß man mich treibt, ich bringe dann allemal viel länger zu. — Wie findest Du dieses Kleid?«

»Ich finde, daß es einen ungeheuren, geradezu lächerlichen Umfang hat.«

»Du weißt nicht, was Du sprichst — übrigens ist es so Mode.«

»Wenn die Mode dem gesunden Menschenverstande widerstreitet, muß dann wohl eine Frau von Geschmack ihr huldigen?«

»Ja wohl, mein Herr, der Mode muß man stets huldigen.«

»Wenn sie also sagte, Ihr müßtet Euch Mohrrüben oder Birnen in's Haar stecken?«

»Dann würde ich deren hineinstecken, mein Herr, ich würde deren hineinstecken! Was meinen Rock betrifft, so ist er nicht übertrieben weit, denn es gibt Damen, welche deren von doppeltem Umfange tragen.«

»Wenn diese Damen ein Trottoir passiren, so nehmen sie es für sich ganz allein in Anspruch.«

»Das ist wohl möglich.«

»Und im Theater, wenn ein unglücklicher Zuschauer in eine Loge zwischen zwei so gekleidete Damen zu sitzen kommt, so sieht man ihn nicht mehr; er wird von euern Kleidern förmlich verschlungen.«

»Ein Mann wird wohl nicht sehr zu beklagen sein, wenn er von Damenkleidern verschlungen wird.«

»Sage vielmehr in stählerne Reifen eingekerkert. Wenn Ihr vielleicht glaubt, daß es schön und verführerisch sei, statt der Hüften einen Luftballon zu haben —«

»Schreiben Sie doch Ihre Artikel, mein Herr, und überlassen Sie es mir, mich zu kleiden, wie es mir beliebt.«

»Und warum machst Du so große Toilette, um auf's

Land zu gehen, in das Haus Pothery, im Dorfe Saint-Gervais —«

»Du weißt aber doch, daß es bei den Potherys stets viel Gesellschaft gibt; erstens die Miethbewohner, dann die Eingeladenen, die Freunde, die Bekannten der Miethbewohner. Es nimmt ja kein Ende. Dieses Haus ist eine förmliche Arche Noah!«

»Ich sollte aber meinen, daß man, um in die Arche Noah zu gehen, nicht nöthig hätte, so große Toilette zu machen.«

»O doch, denn heute weiß ich, daß auch neue Gesichter da sein werden — unter andern auch eine Dame, von welcher man viel spricht — die viel Aufsehen erregt.«

»Und die wohl sehr hübsch ist?«

»Das wirst Du wohl sehen — nur ein wenig Geduld. — Während ich jedoch meine Toilette beende, könntest Du mittlerweile zu unseren Freunden gehen, die mitkommen wollen, und sie hieherholen, damit wir dann gemeinschaftlich aufbrechen könnten.«

»Ah! Du willst also, daß ich Etienne Vincent und Dufourré hole?«

»Allerdings; sie wohnen in einem und demselben Hause in der Rue Bergère — es ist nur zwei Schritte von hier. Es wird Dir das keine große Mühe machen.«

»Ich wette, daß sie schon lange fort sind.«

»Und ich wette, daß sie noch nicht fort sind. Du sprichst immer von der Zeit, die ich zu meiner Toilette brauche, aber ich bin überzeugt, daß Herr Endymi Dufourré noch weit mehr Zeit braucht als ich. Das nenne ich einen coketten Mann — ha, großer Gott — er duftet stets von

Parfüms und folgt der neuesten Mode. Man muß gestehen, daß er stets vollkommen gut gekleidet ist.«

»Wenn man sich Dir geschniegelt und gestriegelt zeigt, dann ist man liebenswürdig. Dufourré hat mir neulich mit seinen Odeurs förmlichen Kopfschmerz verursacht. Ein Mann nach Rosenessenz duftend, — ach, das ist erbärmlich!«

»Mir ist es lieber wenn ein Mann noch Rosenessenz duftet als nach Tabak.«

»Noch besser ist es, wenn er weder nach dem Einen noch nach dem Andern riecht.«

»Parfüms sind stets gebräuchlich gewesen, mein Herr.«

»Was weißt Du denn davon?«

»Nun ließen die Männer sich nicht vielleicht früher pudern? und war der Puder, den sie sich in das Haar streuen ließen, vielleicht nicht parfümirt?«

»Das hat Dir wohl Endymion gesagt?«

»Nein, mein Herr, ich habe es in der französischen Geschichte gelesen.«

»Ah! Du liesest also jetzt die französische Geschichte?«

»Warum nicht? Hast Du etwas dagegen?«

»Nein, aber es nimmt mich Wunder.«

»Du sagst mir unaufhörlich, ich sei eine Ignorantin — ich will mich bemühen aufzuhören eine solche zu sein.«

»Wenn Du Dir einmal dies vorgenommen hast, so bemühe Dich auch, ein wenig griechische Geschichte zu lernen, damit Du aus Sokrates nicht wieder einen Römer machst.«

»Ach, wie langweilig Sie doch sind, mein Herr! Ge-

hen Sie doch und holen Sie Ihre Freunde. — Gehen Sie doch, mein Herr!«

»In welcher Zeit wirst Du fertig sein?«

»In höchstens zehn Minuten, mein Herr.«

»Sehr schön — dann haben wir wenigstens noch drei Viertelstunden vor uns.«

Drittes Capitel.

Ein coketter Herr bei seiner Toilette.

Es handelt sich eigentlich nicht um zwei junge Leute, denn der Eine, Endymion Dufourré, ist sechsunddreißig Jahre, und der Andere, Etienne Vincent, beinahe siebenundzwanzig. In dem Alter des ersten ist ein Mann allerdings noch jung, aber er ist nicht mehr ein junger Mann.

Diese Herren wohnen beide in einem großen Hause der Rue Bergère; der Eine aber wohnt in der zweiten und der Andere in der sechsten Etage, denn es besteht ein ungeheurer Unterschied in ihren Vermögensumständen.

Man wird dies begreifen, wenn mau weiß, daß der eine Capitalist, der andere dagegen ein Künstler, ein Bildhauer ist.

Gehen wir zuerst zu Endymion Dufourré, der sich Wechselagent nennt.

Wir wollen mit ihm anfangen, nicht weil er reich ist, denn wir haben stets dem Talent vor dem Reichthum den Vorzug gegeben, sondern weil er in der zweiten Etage wohnt und es natürlich ist, hier stehen zu bleiben, ehe man zur sechsten hinaufsteigt.

Herr Endymion hat eine schöne, sehr elegant meublirte Wohnung. Wenn man in sein Toilettecabinet tritt, glaubt man sich in das Boudoir einer Modedame versetzt. Die Wände sind mit Tapeten von weißem und rosenfarbenem Stoff bedeckt, und derselbe Stoff verbirgt die Decke, wo er in der Mitte eine Rosette bildet.

Es gibt hier Divans, eine große Psyche, einen allerliebsten kleinen Tisch, auf chinesische Weise lackirt, und dann eine Toilette von Rosen- und Citronenholz, welche Dessins von seltener Vollendung bildet.

Dieses letzte Möbel hat eine große Menge Schubfächer, Abtheilungen und Spiegel. Es entwickelt sich, es vergrößert oder verkleinert sich nach Belieben — es ist ein wahres Meisterwerk, das aber dennoch mehr zum Gebrauche für eine Frau, als für einen Mann bestimmt zu sein scheint.

Endymion ist nicht häßlich von Gesicht, seinen braunen runden Augen fehlt es nicht an Lebhaftigkeit. Er hat eine Nase, die beinahe eine Adlernase zu nennen ist, und einen kleinen Mund, weiße Haut und immer frische Gesichtsfarbe.

Obwohl aber noch jung, ist er doch schon kahl und seine Zähne sind seinem Haar gefolgt oder haben es begleitet.

Uebrigens ist er auch klein von Wuchs und seine Beine sind nicht gut geformt, aber er hat Geld, und dafür bekommt man Haare, Zähne, Waden — mit einem Wort Alles, was man will, und es handelt sich blos darum, daß man auch versteht, sich aller dieser Gegenstände zu bedienen und sie gut zu tragen.

Endymion hat auch noch etwas, was aber nicht künstlich ist, und dessen er sich gern entledigen möchte, denn der

Leser weiß schon, daß dieser Herr sehr kokett ist, und in diesem Falle fürchtet ein Mann nichts mehr als alt zu werden.

Seit drei Jahren nun ist dieser Herr für seinen Wuchs viel zu stark geworden; er hat Corpulenz erlangt, die allemal alt macht, die Geschmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen beeinträchtigt, und mit einem Worte die Tournüre verdirbt.

Sich seiner Corpulenz entledigen, ist aber nicht so eicht, als sich Zähne einsetzen lassen.

Dies machte unsern Elegant untröstlich; so lange er aber noch kein Recept fand, um mager zu werden, ohne sich den Magen zu ruiniren, bediente er sich aller Hilfsmittel, die man erfunden hat, um einen Theil seines Embonpoints zu verbergen.

In diesem Augenblick ist dieser Herr blos mit einem fleischfarbenen seidenen Tricot bekleidet, der an der Stelle der Waden auswattirt ist, denn diese haben sich hartnäckig geweigert, es so zu machen, wie der Bauch ihres Eigenthümers.

Er ist beschäftigt, sich einen Schnürleib anlegen zu lassen, der den ganzen Bauch und einen Theil der Brust einschließt.

Der Mann, welcher mit dieser delicaten Operation beauftragt ist, ist ein Kerl von etwa fünfzig Jahren, lang und dünn wie eine Latte, aber mit einer rothen Nase und der Miene jener Frontins, jener Mascarilles der alten Komödie, deren Gang und Manieren er auch wirklich nachzuäffen sucht.

Uebrigens ist Jolibeau — so heißt Endymions Diener — während seiner Jugend Figurant auf dem Theater de la Gaîté gewesen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er

in einer andern Carriere einige Erinnerungen an seine theatralische Laufbahn bewahrt hat.

»Jolibeau, findest Du nicht, daß mein Bauch anfängt abzunehmen?« fragt Endymion, der vor der Psyche stehend von Zeit zu Zeit bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine Sätze und Sprünge thut, damit sein Bauch besser in den Schnürleib hineingehe.

Diese Turnkünste sind ihm von seinem Diener gelehrt worden.

»Ja, mein Herr, ja, es ist eine Abnahme zu bemerken — viel ist es noch nicht, aber es wird sich machen.«

»Ziehe scharf, Jolibeau!«

»Springen Sie, mein Herr — so ist's gut.«

»Im Theater müssen die Schauspieler auch oft einen Schnürleib anlegen, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, ausgenommen die, welche mager sind.«

»Du sahest diese Herren sich ankleiden, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, und da ich viel Lust zu frisiren habe, so ging ich sehr oft dem Friseur mit an die Hand.«

»Und die Schauspielerinnen, Jolibeau, frisirtest Du diese auch?«

»Ja wohl, mein Herr. Erstens lassen sich die Damen stets von den Männern frisiren — sie würden außerdem mit sich selbst nicht zufrieden sein —«

»Ha, Du Bösewicht, da hast Du nothwendig sehr angenehme Dinge gesehen.«

»Das schmeichle ich mir allerdings, ich war auch der Schöpfer der »Gnade Gottes.«

»Wie, jenes Dramas, welches einen so großen Erfolg hatte?«

»Ja, mein Herr.«

»Und was machtest Du darin?«

»Ich machte einen Bauer, einen Auvergnaten.«

»Sprachst Du?«

»Ja, ich sprach mit den Andern in den Chören.«

»Ah, Du sangst also?«

»Ja wohl, mein Herr, ich hatte eine famose Baßstimme.«

»Ah, das ist komisch, denn jetzt sprichst Du ganz durch die Fistel.«

»Ja, als ich das Theater verließ, hatte ich eben meine Baßstimme verloren.«

»Ziehe scharf, Jolibeau.«

»Springen Sie, mein Herr!«

Und warum hast Du das Theater verlassen, das Du, wie Du sagst, so sehr liebtest?«

»Weil man mir Ungerechtigkeiten zufügte, die mich empörten, — man hatte mich mehrmals übersprungen.«

»Wie kann man aber einen Figuranten überspringen?«

»O das kann überall geschehen, mein Herr. Bei den Ballets zum Beispiel stellte man mich allemal in die zweite Reihe, während ich doch in der ersten zu stehen verdiente. Ich war leicht wie eine Feder, sogar zu leicht, denn einmal bei einem allgemeinen Galopp sprang ich bis auf die Lampen der Rampe, worüber die Musiker nicht wenig erschraken. Ich fiel aber nicht ins Orchester, sie hatten nichts zu fürchten und dennoch beging man an mir die Erbärmlichkeit, mich die Lampencylinder bezahlen zu lassen. Ferner gab man mir zur Tänzerin allemal eine Dame, die wenigstens noch einmal so alt war als ich — ich zählte damals dreißig Jahre, — und der es aus dem Munde roch. Ich beklage mich bei dem Balletmeister; ich sage zu ihm: »Mein Herr,

stellen Sie mich nicht immer mit dieser Dame zusammen, die ein so widerliches Gebrechen hat.« Er hat die Stirn, mir zu antworten: »Essen Sie Knoblauch, das hilft!« Ich aß Knoblauch, aber es half nichts. Zum Glück tanzt man nicht in allen Stücken. Die Tänzerin hätte ich noch ertragen. Später aber in einem großen Stück, »die Zigeunerin von Paris,« sollte ich eine Rolle übernehmen, ich sollte die Personen anmelden, die sich bei einer Soirée einfanden. Das hätte sich gerade für mich geeignet. Ich hatte meiner Stimme je nach dem Range und Stande der Personen einen verschiedenen Ausdruck gegeben. Wohlan, mein Herr, man nimmt mir diese Rolle wieder; man gibt sie einem Andern. Und warum? Unter dem Vorwand, weil ich eines Tages, als ich in einem Stücke, wo eine Ueberschwemmnng vorkam, zu sagen hatte: »Das Meer umgibt das Schloß.« gesagt hatte: Das Schloß umgibt das Meer! Mein Gott, ich hatte mich versprochen, was Jedermann passiren kann, und das Publicum hatte die Sache überdies sehr gut aufgenommen, ich hatte viel Effect gemacht. Meiner Treu, wenn man ein Mann von Muth ist, mein Herr, so läßt man sich dergleichen Ungerechtigkeiten nicht gefallen, und eines Tages — das heißt eines Abends, als ich in zwei Stücken spielte —«

»Du hattest Rollen?«

»In dem einen tanzte ich und in dem andern schlug ich mich. Es war ein Kampf mit Säbel und Carabiner. Wir waren unser acht als Spanier verkleidet und nahmen eine Stadt mit Sturm — es war prachtvoll!«

»Ihr müßt sehr tapfere Kerle gewesen sein, wenn Ihr eurer acht eine Stadt erstürmt habt.«

»Ach, mein Herr, Sie wissen ja, daß auf dem Theater acht Mann eine ganze Armee repräsentiren.«

»Du commandirtest wohl diese Leute?«

»Nein, mein Herr, aber ich war der Erste im zweiten Glied; wir marschirten zwei Mann hoch und wenn ich vor dem Publicum vorüberkam, verfehlte ich niemals, lächelnd das Gewehr zu präsentiren.«

»War das so vorgeschrieben?

»Nein, ich hatte dies selbst noch dazu gemacht. An jenem Abend also sagte ich zu mir: Gehen wir nicht ins Theater, da werde ich sie gut erwischen; ein Mann weniger, um eine Stadt einzunehmen, ein Tänzer weniger um mit der Alten zu figuriren, welcher es aus dem Munde riecht, ich sehe sie in einer schönen Verlegenheit. Sie werden genöthigt sein, die Vorstellung auszusetzen. Allerdings wird man mir eine Geldstrafe auferlegen, da ich aber gestern meine monatliche Gage bekommen habe und nicht mehr ins Theater zurückkehren will, so werde ich sie nicht bezahlen. Gesagt, gethan. Sechs Wochen lang kam ich nicht über den Boulevard du Temple, denn mein Ausbleiben hatte kein kleines Aufsehen gemacht.«

»Hatte man an dem Abend, wo Du ausbliebst, wirklich die Vorstellung aussetzen müssen?«

»Nein, mein Herr, aber ich glaube, man mußte sich bei dem Publicum entschuldigen.«

»Ziehe noch ein wenig schärfer zu, Jolibeau!«

»Springen Sie, mein Herr — brav, so ist's gut; nun sind Sie eingeschnürt.«

Endymion dreht sich mehrmals vor seinem Spiegel herum, um sich von allen Seiten zu sehen, dann murmelt er, indem er den Kopf schüttelt:

»Ich bin doch nicht fest überzeugt, ob ich wirklich mager werde — es ist grausam — und kein sicheres Mittel gibt es, um sich dieser vorzeitigen Corpulenz zu entledigen. Wenn ich sechzig Jahre alt wäre, so würde ich mir es verzeihen, wenn ich dick würde; dann steht es nicht übel an, es gibt ein Aussehen von robuster Gesundheit, aber mit fünfunddreißig Jahren, das ist viel zu früh. Ich habe versucht Weinessig zu trinken, aber davon bekommt man Leibschmerzen.«

»O mein Herr, nur keinen Weinessig, der ist sehr schädlich.«

»Ich habe weiße Senfkörner verschluckt, aber davon bin ich nur dicker geworden.«

»Mein Herr, Sie müssen die Gymnastik Pichery anwenden.«

»Was ist das, die Gymnastik Pichery?«

»Wie, Sie wissen nicht, was das ist? Es ist eine neue Erfindung, eine sehr sinnreiche, der Gesundheit sehr zuträgliche Erfindung, die sehr in Mode gekommen ist. Der letzte Herr, dem ich vor Ihnen diente, hatte eine und übte sich alle Tage zu Hause.«

»Man kann also diese Gymnastik zu Hause anwenden?«

»Ja wohl, mein Herr, das ist eben das Schöne.«

»Vor allen Dingen muß man jedoch Lection bei dem Erfinder nehmen. Dann kauft man den Kasten, welcher Alles enthält, was zur Arbeit nöthig ist, und mittelst zweier Haken, die man an einer festen Stelle einschlägt, befestigt man seinen Apparat und macht eine Menge Uebungen, die übrigens in einem kleinen Buche erklärt stehen, welches man mit dem Kasten zugleich bekommt und worin sich eine Tafel befindet, auf welcher alle Stellungen, die man ausführen muß, abgebildet sind.«

»Sehr schön — das verlockt mich.«

»Es ist eine Erfindung, die sofort Anklang gefunden und großen Erfolg hat. Die Gymnastik Pichery ist beinahe in allen Pensionen eingeführt. Sie macht die Kinder stärker, geschmeidiger, behender, und ihre Uebungen haben einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit. Die Damen machen auch häufigen Gebrauch davon — man bedient sich ihrer in jedem Alter.«

»Das ist wunderbar; wenn ich davon mager werde, so werde ich den Erfinder um die Erlaubniß bitten, ihn zu umarmen. Morgen werde ich zu ihm gehen und Lectionen nehmen. Gib mir nun mein Hemd, Jolibeau.«

»Hier, mein Herr.«

»Ist es mit Vanille parfümirt?«

»Ja, mein Herr.«

»Gut — ich bete ihn an, diesen Geruch! O Gott, Vanille — ich würde eine Schöpskeule damit würzen!«

»Ich glaube nicht, daß dies gut gethan wäre, mein Herr!«

»Warum nicht? Essen die Deutschen nicht Stachelbeergelée zu ihren Braten?«

»Das ist aber sehr ungeriemt, mein Herr!«

»Ach dummes Zeug! Wir sind nur nicht daran gewöhnt.«

»O, mein Herr, die französische Küche behauptet den Vorrang vor allen andern. Selbst die Ausländer lassen ihr Gerechtigkeit widerfahren.«

»Das ist mir ganz egal. Ich werde einmal eine Hammelkeule mit Vanille essen. Meine Beinkleider, Jolibeau.«

»Welche wollen Sie anziehen, mein Herr — die weißen?«

»Weiß paßt allerdings für den Sommer, aber in Weiß sieht man so dick aus — ich mag also keine weißen.«

»Hier sind ein Paar mit schmalen blauen Streifen — sie sind sehr frisch —«

»Ja, aber das Weiß herrscht immer noch zu sehr vor.«

»Dann nehmen wir graue.«

»Hm! die haben etwas Herbstliches.«

»Aber schwarze werden Sie doch anziehen wollen?«

»O nein, das sähe ja aus, als wollte ich zu einer Ceremonie gehen.«

»Und wie steht es mit Nanking?«

»Ja, wirklich — gib mir ein Paar Nankingbeinkleider.«

»Hier, mein Herr.«

»Nun meine lackirten Schuhe. Weißt Du, Jolibeau, daß ich einen sehr kleinen Fuß habe?«

»Pardieu, mein Herr, das springt in die Augen — beim Theater würden Sie mit Ihrem Fuß viel Eroberungen gemacht haben.«

»Zum Unglück aber ist die Spanne nicht hoch genug — ich begreife nicht, warum man noch nicht etwas erfunden hat, was Spanne gibt.«

»Das ist wahr — man macht doch Waden — die Strumpfwirker haben noch nicht daran gedacht.«

»Eine Cravatte, Jolibeau.«

»Weiß oder bunt?«

»Weiß! Da sieht man ja aus als ob man zur Hochzeit ginge. Ich gehe ja überdies aufs Land in das Haus Pothery. Also keine weiße Cravatte — gib mir dieses blau- und lilaseidene Band — denn unsere Cravatten sind jetzt nur noch Bänder.«

»Ganz à la Colin. Ich entsinne mich, daß ich in dem Stück »die Nachteule und die Taube« einmal einen Schäfer gab — damals trug ich auch ein solches Halstuch

und machte in dieser Vorstellung zwei Eroberungen, eine im Orchester, die andere auf der letzten Gallerie.«

»Was war das »die Nachteule und die Taube?«

»Ein prachtvolles Zauberspiel, welches ungeheuren Erfolg hatte. Ich spielte darin auch einen Teufel — wir hatten eine famose Hölle.«

»Machtest Du als Tenfel auch Eroberungen?«

»Nein, mein Herr, denn wir waren verlarvt.«

»Eine Weste, Jolibeau.«

»Von welcher Farbe, mein Herr?«

»Ah, der Teufel! Wir müssen eine wählen, die zu dem Nanking paßt, die damit harmonirt.«

»Eine chamois vielleicht?«

»Nein, da sähe ich ja mit dem Nanking unten ganz gelb aus.«

»Und Sie sähen es lieber, wenn Andere gelb werden, vor Neid.«

»Schweig, Jolibeau, schweig! Nur keine Indiscretionen. Ein Mann, welcher Glück macht, muß verschwiegen sein, bei Strafe, fortwährend zwischen Tod und Leben zu schweben. Also, was für eine Weste?«

»Vielleicht diese weißcarrirte.«

»Ich muß wohl. Zu Nankingbeinkleidern kann ich keine dunkle Weste anziehen. Nun diesen schwarzen Paletot von leichtem Tuche.«

»Sie haben nicht das Colonistencostüm angenommen, ganz weiß vom Kopf bis zum Fuße mit einem Panamahut, es wird das jetzt sehr viel getragen.«

»Ach geh mir doch mit deinem weißen Costüm, darin sieht man fürchterlich dick aus, während dieser schwarze Paletot mir sehr gut steht, er schnürt mir die Taille; freilich

ist er mir ein wenig zu enge, aber es wird sich machen. Jetzt, Jolibeau, gib mir mein Toupet.«

»Hier, mein Herr. Ach, wie leicht! Ich glaube, es wiegt kaum eine Unze.«

»Ja, es ist sehr leicht. Hast Du neues Wachs hineingestrichen, damit es festsitzt?«

»Ja, mein Herr; aber wenn ich mir erlauben darf, so möchte ich bemerken, daß dieses Mittel, um die Toupets festsitzen zu machen, nicht sehr zuverlässig ist und sehr ernste Unfälle zur Folge haben kann.«

»Wie? Was für Unfälle denn?«

»Dadurch, daß es sich ablöst, wenn man am wenigsten daran denkt. So schleuderte ein Herr, dem ich früher diente, bei Begrüßung einer Dame ihr auf dem Boulevard sein Toupet geradezu ins Gesicht. Die Dame erhob ein jämmerliches Geschrei, denn sie glaubte, es flöge ihr eine Fledermaus ins Gesicht. — Sie können sich denken, was für einen Auftritt dies gab und wie die Vorübergehenden lachten.«

»Ja, ich gestehe, daß dies sehr unangenehm ist. Kürzlich war ich im Theater auf der ersten Gallerie und gewöhnlich ist in den Theatern die Passage zwischen den Sitzbänken so eng, daß die Personen, welche sich hindurchdrängen müssen, an Allem vor und hinter ihnen hängen bleiben. Wenn es eine Dame ist, so ist die Sache noch schlimmer, denn außer ihren umfangreichen Röcken tragen sie noch Pagodenärmel mit einer Menge Quasten und dergleichen, die eben so viel Angelhaken sind, mittelst deren sie auf ihren Wegen alles mit sich fortreißen. Ich fühlte also in dem Augenblick, wo eine Dame sich hinter mir vorbeidrängte, wie mein Toupet eine halbe Drehung links nach rechts machte, und hatte nur eben noch Zeit, mit der Hand rasch nach dem Kopfe zu fah-

ren, denn sonst hätte diese Dame mein Haar mit einem ihrer Aermel mit fortgenommen.«

»Sie sehen also, daß ich Recht habe, mein Herr. Warum bedienen Sie sich nicht eines andern Verfahrens? Man klebt ja die Toupets auch mit Eiweiß auf den Kopf.«

»Das ist ein ungesundes und in seinen Wirkungen eben so gefährliches Mittel. Das Eiweiß kann plötzlich aufleinen und dann fällt das Toupet herunter, ohne daß man es wieder befestigen kann.«

»Nun, so nehmen Sie doch eins mit Federn, — diese fallen niemals herunter.«

»Nein, aber die wirklichen Haare, nach welchen man die Federn anpaßt, gehen herunter, weil unaufhörlich daran herumgezerrt wird. Die Folge davon ist, daß man sehr bald genöthigt ist, anstatt eines solchen Toupets eine ganze Perrücke zu tragen, und da ich es nicht bis dahin kommen lassen will, so werde ich fortfahren, das Toupet mit weichem Wachs zu tragen. Wenn man dies in hinreichender Quantität aufstreicht und wohl Acht gibt, wenn im Theater Damen hinter Einem vorbeipassiren, so ist man gegen jede Mißlichkeit geschützt. Setzen wir dieses da auf; es steht mir sehr gut, nicht wahr, Jolibeau?«

»Man sollte darauf schwören, es wären Ihre eigenen Haare, mein Herr.«

»Nun meine Zähne — Alles ist gut — Alles ist in Ordnung. — Ach, Jolibeau, ich wette, es gibt Niemanden als Dich, der da weiß, daß ich falsche Zähne habe.«

»Und Sie können überzeugt sein, mein Herr, daß dies so gut ist, als ob es Niemand wüßte. Als ich in dem »Glöckner von Saint-Paul« spielte, hatte ich mir auch einen Zahn einsetzen lassen — um einen Schotten vorzustellen.

Ich hatte bei mir gesagt: Die Schotten tragen keine Beinkleider, dann müssen sie wenigstens Zähne haben.«

»Diese Nothwendigkeit sehe ich wohl nicht recht ein; doch gleichviel, erzähle weiter!«

»Ich machte in dem »Glöckner« viel Glück.«

»Sprachst Du?«

»Nein, mein Herr, aber ich stand vor einer Gruppe Soldaten, ich lächelte dem Publicum zu, als ich den Blinden zu arretiren kam.«

»War das so in dem Stück vorgeschrieben?«

»Nein, mein Herr, aber ich setze meinen Rollen stets etwas zu und die Herren Verfasser hatten mir einen Theil ihres Erfolges zu verdanken; kurz, mein Zahn hatte viel Effect gemacht. Unglücklicherweise spielte man hinterher ein Vaudeville, ich glaube, es war der »Grisettenball«, und bei einem Chor, als ich sehr laut sang, kam mein Zahn aus der Ordnung, so, daß ich den Mund nicht mehr zumachen konnte. Vergebens versuchte ich den Zahn wieder gerade zu rücken oder herauszunehmen — das Stück mußte schließen, während ich den Mund noch immer offen hatte. Meine Cameraden machten sich sehr lustig über mich. Dies bestimmte mich, mich meines Zahnes zu entledigen. Ich überließ ihn einer Dame vom Ballet und verlor nicht mehr als drei Francs daran.«

»Nun, wenn es kein Vorderzahn war, dann ging es noch. Gib mir ein Taschentuch.«

»Hier, mein Herr.«

»Ist es mit Vanille parfümirt?«

»Ja wohl, mein Herr.«

»Sehr schön! Jolibeau, ich habe mir sagen lassen,

daß man im Theater ein Mittel hätte, um die Augen größer erscheinen zu lassen.«

»Ja wohl, mein Herr; nichts leichter als das. Man macht den Kopf einer schwarzen Stecknadel an einem Lichte glühend und drückt dann diesen Stecknadelkopf in den Augenwinkel nach den Schläfen zu.«

»Und dadurch wird das Auge länger?«

»Ungemein! Wollen Sie es versuchen, mein Herr?«

»Warum nicht? Neuern wir. Ich bin für die Neuerungen. Hast Du schwarze Stecknadeln?«

»Ja, mein Herr; wir haben Alles, was nöthig ist.«

»Mache einen Stecknadelkopf glühend. Es soll bei den Potherys jetzt eine neue Miethbewohnerin sein, die, wie man sagt, sehr hübsch und elegant ist. Es wäre mir lieb, wenn ich ihr gegenüber alle meine Vorzüge in's hellste Licht stellen und mir auch wo möglich noch einige neue geben könnte.«

»Mein Herr, die Nadel ist geschwärzt, soll ich sie Ihnen aufdrücken?«

»Nein, Du könntest mich einäugig machen. Ich will es lieber selbst thun. Gib her — aber zum Teufel, das ist noch sehr heiß.«

In dem Augenblicke, wo Endymion vor einem Spiegel stehend die schwarze Nadel seinem Auge nähert, wird heftig geklingelt und dieses unerwartete Getöse ist, indem dieser Herr darüber erschrickt, Ursache, daß er mit der Nadel zu tief fährt und sich ein Mahl auf die Wange brennt, anstatt sich das Auge zu vergrößern.

Es war Theobald, der seinen Freund Dufourré abzuholen kam.

Viertes Capitel.

Ein Künstler bei seiner Toilette.

Ehe wir uns in die Conversation dieser Herren einweihen, wollen wir in die sechste Etage hinaufsteigen, um bei dem Bildhauer oder vielmehr Figuristen Etienne Vincent einen Besuch abzustatten.

Er wohnt in der letzten Etage des Hauses, aber man glaubt, er habe ein Atelier darin, denn er hat ein großes Zimmer mit zwei ungeheuern Fenstern, deren untere Hälfte er verdeckt hat.

Ueberdies ist eine Art Klappfenster an der Seite angebracht, wo die Wand ein wenig schief ist. Dieses Fenster reicht beinahe bis an die Decke und kann nur mittelst eines herunterhängenden Stabes geöffnet und geschlossen werden.

Ein kleines Zimmer, in welchem man ein Bett, eine schlechte Commode und zwei Stühle sieht, gehört zu diesem Atelier. Es ist das Schlafzimmer des Künstlers. Von Zierathen ist durchaus nichts wahrzunehmen und das Atelier hat viel Aehnlichkeit mit dem Schlafzimmer.

Die Wandtapete ist schmutzig und an mehren Stellen losgegangen. Mit Ausnahme einer Staffelei, Büsten, vieler in Arbeit befindlichen Statuetten, von welchen einige beinahe fertig, andere kaum angefangen sind, und einem alten Divan, der mit Schmutzflecken bedeckt ist und einer

Bank in einer Tabakskneipe gleicht, ist kein einziger Gegenstand von Mobiliar vorhanden.

Im Allgemeinen treiben die Künstler Alles auf die Spitze. Entweder sind sie in ihrer Häuslichkeit sehr elegant und prachtliebend, oder ihre Nachlässigkeit streift an Unsauberkeit und Unordnung. Und eine schöne Unordnung ist bei ihnen nicht immer eine Wirkung der Kunst!

Etienne Vincent ist ein kleiner, schmächtiger junger Mann, weder schön noch häßlich, aber er hat einen intelligenten Kopf und in seiner Haltung und Miene Alles, was den excentrischen Künstler ausmacht.

Dennoch aber hat in Folge einer jener Bizarrerien, die bei Leuten von Talent nicht selten sind, Etienne, der sich als Bildhauer schon einen Ruf erworben und dem es vollkommen gelungen, die Statuetten berühmter Schauspieler zu fertigen, sich seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, daß er geboren sei, um zu schreiben, und nicht um Wachs zu modelliren.

Deshalb hat er Widerwillen gegen seinen Beruf gefaßt und dichtet ein großes Drama. Er denkt nur noch an's Theater und die Bühne ist es, auf welcher er jetzt Erfolge erringen will.

Mittlerweile vernachlässigt er den Erwerb, bei welchem er sicher wäre, Ruf zu erlangen.

So sind aber einmal die Menschen. Nicht das, was sie sind und was sie besitzen, befriedigt ihre Wünsche. Man suche mir einen — nur einen einzigen, dessen Wünsche vollkommen befriedigt wären.

In diesem Augenblick steht Etienne im Begriff sich anzukleiden. Das Costüm, welches er anlegen wird, beschäftigt ihn aber sehr wenig. Er hat einen neuen Auftritt im Kopfe,

den er in seinem Drama anbringen will, und nachdem er sich seiner Morgenkleider entledigt und nur noch das Hemd abzuwerfen hat, um ein weißes anzuziehen, nimmt er, anstatt nach seiner Commode zu gehen, sein auf einer Staffelei liegendes Manuscript zur Hand, setzt sich auf seinen Divan und beginnt auf den Knien mit einem Bleistift zu schreiben, indem er bei sich murmelt:

»Ha! — vergessen wir nicht diesen Gedanken — er ist sehr gut — er ist prachtvoll. Wir sagen also, daß im dritten Act der Prinz seine Tochter in dem Mädchen wieder erkennt, welches der alte Holzhauer, der sich einbildet, ihr Vater zu sein, weil seine Frau es ihm weiß gemacht, im Walde heimlich erzogen. — Ist es so? — Nein, ich glaube, so war es nicht. Es war das Mädchen, welches glaubte, sie empfinde für den Prinzen nicht die Dankbarkeit, die seinen Wohlthaten gebühre. Doch nein, so war es auch nicht. Sapristi, ich habe meine Idee verloren! Doch es schadet nicht, sie wird wiederkommen. Mittlerweile wollen wir uns ankleiden. Wie wäre es, wenn ich mich vorher badete? Die Reinlichkeit vor Allem.«

Was unser Künstler sich baden nennt, besteht darin, daß er seine nackten Füße in eine mit Wasser gefüllte Terrine setzt. Dann steht er in dieser Terrine im Costum einer aus ihrer Quelle emporsteigenden Wahrheit und benetzt mittelst eines kleinen Schwammes, den er in das Wasser taucht, alle Theile seines Körpers.

Nachdem er sich überall mit dem Schwamme betupft, springt er aus der Terrine heraus, versucht sich mit einem Handtuch oder einem andern Leinen, welches nicht immer ganz weiß ist, abzutrocknen, und zieht dann seine Kleider wieder an.

Diesmal zieht er ein weißes Hemd und schwarze Beinkleider an, die er zu jeder Jahreszeit trägt; vergebens aber durchwühlt er alle Schubfächer seiner Commode, um einen weißen Halskragen zu finden.

Er findet keinen und dennoch ist dieser anscheinend geringfügige Theil seines Costüms unbedingt nothwendig, weil seine Hemden ohne Kragen gemacht sind.

»Was soll das heißen?« ruft Etienne aus, indem er in seiner Commode alles von unterst zu oberst kehrt, »kein Halskragen, nicht der kleinste Halskragen ist da! Meine Wäscherin hat also vergessen sie mir wiederzubringen — sie hat also deren verloren. O die Wäscherinnen — diese sind der Tod der Wäsche! Man sagt, Dufresne habe die seine geheiratet! Ich werde die meinige niemals heiraten; pfui, es ist das ein schlechtes Beispiel für die Schriftsteller der Zukunft! Da könnte man noch eher eine Pastetenbäckerin heiraten, denn eine gute Pastete ist durchaus nicht zu verachten. — Na, aber einen Halskragen muß ich haben. Warum habe ich Hemden gekauft, an denen keine sind? Das ist sehr dumm. Der Hemdenverkäufer sagte zu mir: »Mein Herr, so ist es weit bequemer, das Halstuch sitzt besser, man macht jetzt keine Kragen mehr an die Hemden,« und ich habe mich beschwatzen lassen. Ich würde mir einen von Papier machen, aber bei den Potherys wird man gar so genau begafft — man würde den Betrug entdecken, und dann genirt es auch beim Essen. Wenn meine Portière ein Portier wäre, so würde ich ihr einen abborgen, aber diese Frau hat ja keinen Mann. Na, ziehen wir immer eine Weste an. Ach, alle meine Westen sind ziemlich schmutzig — na, dann ziehen wir eine schwarze an. Wie wohl hat man daran gethan, diese Farbe zu erfinden! Ja, das Schwarz, welch eine Hilfs-

quelle für die Toilette! Wenn man auch schwarze Halskragen trüge, so wären die meinigen in diesem Augenblicke nicht bei der Wäscherin.«

Etienne hat seine Weste angezogen. In dem Augenblicke aber, als er sie zuknöpfen will, nimmt er rasch wieder sein Manuscript und seinen Bleistift zur Hand, setzt sich wieder auf den Divan und fängt an zu schreiben, indem er murmelt:

»So war es. Die Gemalin des Prinzen ist eifersüchtig, das Weib des Holzhauers war es auch. Ein Auftritt zwischen diesen beiden Frauen, wobei ich den edelmüthigen, aber rachsüchtigen Charakter der Prinzessin im Gegensatz zu der plumpen Freimüthigkeit der Bäuerin entwickeln werde. Das wird sich sehr gut machen. Jetzt müssen wir noch etwas für die Entwickelung suchen. Ach, sapristi! ich werde besser daran thun, wenn ich einen Halskragen suche. Na, da fehlt auch ein Knopf an meiner Weste — ein unentbehrlicher Knopf — da ist er — er hängt noch an einem Faden. Aber er muß wieder angenäht werden. Meine Portière ist mir unentbehrlich; übrigens werde ich sie auch fortschicken und mir einen Halskragen kaufen lassen.«

Und der Künstler eilt auf den Vorplatz hinaus und fängt an aus Leibeskräften zu rufen:

»Madame Delicat, können Sie einmal heraufkommen?«

Es erfolgt keine Antwort.

»Ich glaube, ich werde besser thun, wenn ich hinuntergehe,« sagt Etienne bei sich selbst.

In dem Augenblick aber, wo er die Treppe hinuntereilen will, bleibt er stehen, kehrt wieder in sein Zimmer zurück, nimmt wieder seinen Bleistift und sein Manuscript zur

Hand, welches letztere er unter den Arm nimmt, und geht dann die Treppe hinunter, indem er bei sich sagt:

»Es könnte mir ein guter Gedanke kommen, während ich unten bin, und den darf ich mir nicht entschlüpfen lassen.«

Der Künstler läuft rasch seine sechs Treppen hinunter und gelangt, immernoch in Hembärmeln, zu seiner Portière.

Fünftes Capitel.

Madame Delicat.

Madame Delicat ist eine dicke Frau, die keinen Sessel mehr finden kann, der groß genug wäre, um ihre Rundung in sich aufzunehmen. Sie hat sich deshalb genöthigt gesehen, eine alte Bank zu kaufen, an deren beiden Enden sie eben so wie auf der Rückseite hat Breter annageln lassen.

Auf diesem Sitze ganz neuer Art thront die Portière in ihrer Loge und zieht die Schnur, denn sie steht nicht gern auf, weil sie gewissermaßen ein ganzes Haus in Bewegung zu setzen hat.

Dennoch aber besitzt Madame Delicat eine Schwäche für Etienne Vincent, weil dieser, ehe er sich gänzlich seinem neuen Berufe gewidmet, die Statuette ihrer Katze gefertigt hat, welche im Begriffe ist die Schnur zu ziehen. Diese kleine sehr gelungene Statuette ist die Zierde der Loge und der guten Madame Delicat um so werthvoller, als das Thier, welches zum Modell gedient, seit einigen Monaten todt ist, und obschon man dem armen Mouton einen Nachfolger gegeben, so wird er von seiner Herrin doch deswegen nicht weniger betrauert.

Die Portière oder Pförtnerin war gerade damit beschäftigt, Mouton's Nachfolger zu füttern, während sie dabei zugleich mit einem jungen Dienstmädchen des Hauses plauderte.

Plötzlich erscheint der Künstler am Eingange der Loge und ruft:

»Madame Delicat, ich muß durchaus einen haben.«

»Mein Gott, wie haben Sie mich erschreckt!« ruft die dicke Frau. »Sie kommen ja hereingeprallt wie eine Bombe! Brennt es denn bei Ihnen?«

»Ah nein, beruhigen Sie sich. Sie wissen ja, daß ich niemals Feuer anbrenne und im Monat Juli würde ich am allerwenigsten damit anfangen. Ich brauche einen Halskragen. Thun Sie mir den Gefallen, mir sogleich einen zu kaufen. Hier sind zwanzig Sous, das wird langen.

»Einen Halskragen — fehlt Ihnen denn einer.«

»Wie es scheint, hat meine Wäscherin sie mir das letzte Mal nicht alle wiedergebracht, denn ich hatte ganze Massen.«

»Sie sind ein wenig zu nachlässig. Ich habe gesehen, daß Sie Halskragen genommen haben, um Parmesankäse hineinzuwickeln.«

»Na, das hilft nun alles nichts. Gehen Sie rasch, Madame Delicat. Ich speise heute mit Dufourré in Saint-Gervais. Ich soll ihn abholen. Ich bin überzeugt, daß er mich schon erwartet.«

»In Saint-Gervais! Ach, mein Gott, da bin ich in meiner Jugend auch sehr oft gewesen! Damals gab es dort kleine schmale dichtbelaubte Gänge — dunkle Lauben, in die man sich setzen konnte. Ach, es war herrlich dort! Denken Sie sich, Mamsell Marianne, eines Tages war ich

mit einem meiner Cousins hingegangen — versteht sich in allen Ehren — Sie werden mir das glauben —«

»Oh, mit Cousins ist es niemals anders — ich kenne dies, ich habe deren drei.«

»Das ist wahr — ich habe auch ganz vergessen Ihnen zu sagen, daß der große — der blonde — der mit dem kleinen Schnurbart —«

»Ah, Adolph, der Knopfmacher? Ein sehr talentvoller junger Mann — nun und?«

»Ah! er ist Knopfmacher? Ich weiß nicht, weshalb ich mir eingebildet habe, er sei Zettelankleber.«

»Wie, Zettelankleber! Pfui! Adolph Zettelankleber! Ist denn das ein wirkliches Handwerk?«

»Ja wohl, meine Liebe! Zettelankleber, der die Theaterzettel und dergleichen anklebt, das ist ein sehr hübsches Handwerk. Da ist zum Beispiel Madame Carmoisin's Kleiner in der dritten Etage Lehrling in diesem Fache und weiß schon jetzt auf den anständigen Eckfteinen seinen kleinen Zettel anzukleben. Mit neun Jahren ist das Alles möglich.«

»Was wollen Sie mir denn von Adolph sagen?«

»Ah, der kam heute Morgen sehr zeitig und läßt Ihnen sagen, daß Sie ihn heute Abend nicht erwarten sollen, weil er nothwendig zu arbeiten habe.«

»Ha, der Taugenichts! Das sind pure Lügen. Er will mich also heute Abend nicht abholen und er sollte mich ins Boulogner Wäldchen führen. Doch es macht nichts aus — dann gehe ich mit einem Andern.«

»Daran thun Sie ganz recht, liebe Kleine; so muß man es mit diesen unhöflichen Männern machen. Wenn ich es auch so gemacht hätte, dann hätte Delicat mich nicht so unglücklich gemacht.«

»Zum Glück sind Sie aber dabei nicht mager geworden.«

»Erst seitdem er todt ist, bin ich so stark geworden; vorher war ich ein förmliches Skelett.«

»Na, dann haben Sie das Versäumte gut nachgeholt.«

Man könnte glauben, der so rasch in Hemdärmeln heruntergekommene junge Mann sei ungeduldig geworden, während die Pförtnerin mit Mamsell Mariannen plauderte, anstatt den Auftrag auszurichten, der ihr ertheilt worden, aber dies war keineswegs der Fall.

Etienne hatte so eben eine Idee für sein Drama gefunden, sich auf einen in dem Winkel der Loge stehenden Stuhl gesetzt, sein Manuscript auf die Knie gelegt, den Bleistift in die Hand genommen und schrieb nun, hielt inne, schlug sich auf die Stirn, schrieb abermals und murmelte dabei:

Paolino — italienischer Bandit, ehemaliger Lazzarone — sehr tapfer, sehr kühn — hat aber Anwandlungen von Feigheit, während welcher ein Knabe von drei Jahren ihn in die Flucht schlagen könnte — das wird auf dem Theater etwas ganz Neues sein. Man hat viele Feiglinge in Scene gesetzt, aber noch keinen, der auch zugleich muthig wäre. Es ist dies ein neuer Charakter, den ich schaffe — ich will mich nicht in dem ausgetretenen Geleise bewegen — pfui! etwas Neues, etwas Neues, das ist es, was das Publicum verlangt.«

Dann richtet Etienne plötzlich den Kopf empor und ruft, die Pförtnerin bemerkend:

»Ah, da sind Sie ja wieder — sehr schön — geben Sie mir meinen Kragen.«

»Entschuldigen Sie, ich bin noch nicht wieder da, denn ich bin noch gar nicht fort.«

»Wie, Madame Delicat? wenn ich Ihnen sage, daß ich Eile habe.«

»Mein Himmel, ich sah, daß Sie lasen und dazu gesticulirten, und sagte bei mir selbst: Der geht nun nicht mehr auf's Land.«

»O doch — doch — und dann müssen Sie mir auch diesen Knopf an meine Weste annähen.«

»Mamsell Marianne wird Ihnen denselben annähen. Sagen Sie, Marianne, haben Sie nicht vielleicht einen Halskragen von einem Ihrer Cousins, welchen Sie Herrn Etienne leihen könnten?«

»Mein Himmel, nein. Wenn heute Donnerstag wäre, so hätte ich welche. An diesem Tage kommt die Feinwäscherin und ich schiebe immer einige kleine, meinen Cousins gehörige Gegenstände mit unter die Wäsche meiner Herrin, die nicht so genau nachsieht. Heute aber haben wir Sonntag, wo Alles abgeliefert ist.«

»Nun gut, ich werde einen kaufen; nähen Sie mittlerweile Herrn Etienne den Knopf an.«

Mamsell Marianne, eine Art Kammerzofe und zugleich Köchin einer Dame, die von einem Herrn unterhalten wird, ist eine kleine, ziemlich häßliche Brünette, und hat weiter keinen Vorzug als schwarze, sehr aufgeweckte Augen. Dennoch aber ist sie überzeugt, daß alle Männer sich in sie verlieben müssen.

Sie fängt an Nadel und Zwirn zu suchen, indem sie sagt: »Wo hat die Pförtnerin nur ihr Nähzeug! — Ah, da ist weißer Zwirn — das ist Ihnen wohl gleich, mein Herr?«

»O nein, an eine schwarze Weste kann man nicht mit weißem Zwirn nähen, das würde zu sehr abstechen.«

»Ah, da ist ein Endchen schwarze Seide, das wird gleich passen. Kommen Sie her, mein Herr, damit ich Ihnen Ihren Knopf wieder annähe — er ist doch nicht an Ihren Beinkleidern, hoffe ich?«

»Nein, Mademoiselle, er ist an meiner Weste.«

»Das freut mich, denn sonst begreifen Sie wohl, daß ich mich nicht erdreistet haben würde —«

»Warum würden Sie mir nicht einen Knopf an meine Beinkleider annähen wollen, Mariannchen; was wäre da Unrechtes dabei?«

»Freilich wüßte ich nicht, wo es wäre, aber es würde mich doch compromittiren. Treten Sie näher, mein Herr; wo ist der Knopf?«

»Er hängt am Faden.«

»Mein Himmel, da sind auch noch zwei, die nicht lange mehr halten werden.«

»Wenn Sie einmal im Zuge sind, so kommt es blos auf Sie an, ob Sie dieselben alle festnähen wollen.«

»Keine üble Sonntagsarbeit — und was werden Sie mir denn dafür geben?«

»Parbleu, Mademoiselle Marianne, während Sie meine Knöpfe festnähen, werde ich Ihnen den ersten Act meines Dramas vorlesen.«

»Ach, mein Herr, ich verstehe mich nicht auf Komödien.«

»Es ist keine Komödie, es ist ein Drama.«

»Ich bin aber einmal keine Freundin von Possenspielen.«

»Ich bin überzeugt, daß mein Stück Sie interessiren wird — hören Sie zu. Mein Drama heißt: »Der Vesuv oder der neapolitanische Krater.«

»Ach, mein Gott! was ist denn ein Krater?«

»Die Mündung eines Vulkans.«

»Und ein Vulkan?«

»Das ist das, was einen Krater bildet. Uebrigens werden Sie dies Alles aus dem Stück selbst erfahren. Personen sind: der Fürst Montafieri, ein Mann von vierzig Jahren, der aber in Folge von Unglücksfällen, welche seine Stirn gerunzelt und sein Haar gebleicht haben, sechzig zu zählen scheint.«

»Herr Vincent, machen Sie keine Statuetten mehr?«

»Die Fürstin Aldobranda, seine Gemalin, die sehr schön gewesen, aber furchtbar häßlich geworden ist. Bei der Entwicklung wird sie jedoch wieder hübsch, weil sie sich noch einmal impfen läßt.«

»Ich möchte gern meine Statuette haben. — Glauben Sie, daß ich mich hübsch ausnähme?«

»Indem sie sich noch einmal impfen läßt.«

»Wozu? Ich habe ja die natürlichen Blattern gehabt, das sieht man mir doch wohl an!«

»Rinaldo, der Stallmeister der Fürstin, in welche er heimlich verliebt und der zu Allem fähig ist.«

»Ach, wie schlecht gefältelt Ihre Hemden sind — Sie haben eine erbärmliche Wäscherin.«

»Zu Allem fähig ist —«

»Sie ist nicht einmal fähig, ordentliche Falten zu plätten.«

Etienne beginnt seinen ersten Act zu lesen, worauf die kleine Zofe nicht hört.

Nach einer Weile kommt die Pförtnerin wieder. Sie hat einen Halskragen in der Hand und sagt:

»Er kostet fünfzehn Sous im Einzelnen. Wenn man ein Dutzend nimmt, so bekommt man sie billiger.«

»Ich danke Ihnen, Madame Delicat — zum Lohne werde ich Ihnen mein Stück vorlesen.«

»Ach, Herr Etienne, mir wäre es lieber, wenn ich das Bildniß des Andern bekommen könnte — ich hätte dann ein Seitenstück zu Mouton.«

»Welches Andern?«

»Nun, meines neuen Katers — er ist auch ein sehr nettes Thier, aber heimtückisch wie ein Affe und diebisch — man darf ihm nichts im Wege stehen lassen. Sie sollten auch eine solche Katze haben, mein Herr.«

»Ist das ein Epigramm, Madame Delicat?«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.«

»Nun sind Ihre Knöpfe fest — sie bedurften alle des Annähens.«

»Ich danke Ihnen, liebe Marianne — ein andermal werde ich Ihnen mein Stück vollends vorlesen.«

»Meine Statuette wäre mir lieber, mein Herr.«

»Und mir mein neuer Kater.«

»Gut, gut; wir werden sehen — sobald ich Zeit habe — wenn mein Stück aufgeführt ist. Merkwürdige Frauenzimmer, sie wollen alle Gypsbilder haben! Sie sollen Theaterbillets bekommen, was doch weit amüsanter ist.«

Etienne ist wieder in sein Zimmer hinaufgegangen. Er kann endlich sein Halstuch umbinden und seine Weste zuknöpfen. Nachdem er damit fertig ist, zieht er einen dunkelbraunen Paletot an, der nicht mehr neu ist, aber dafür mehre Fettflecken hat. Er findet es nicht nöthig, ihn auszu-

bürsten, obschon das Kleidungsstück dieser Operation sehr bedürfte. Er betrachtet sich in einem Stück Spiegelglas und sagt bei sich selbst:

»Mein Paletot sieht nicht sehr neu aus — aber was da, auf das Land ist er gut genug. Uebrigens habe ich auch keinen andern. Nun ein weißes Taschentuch. Sind die Taschentücher vielleicht auch fort wie die Halskragen? Nein, da liegt eines auf diesem Stuhle — ein zweites auf diesem Tische — zwei auf meinem Divan — aber sie sind alle schmutzig. Suchen wir das, welches am wenigsten schmutzig ist — dies da kann passiren. Handschuhe — wenn ich aufs Land gehe, ziehe ich deren niemals an, und in der Stadt sehr selten. Jetzt meinen falschen Panama — sechs Francs, das ist nicht theuer — und von Weitem sieht er eben so hübsch wie die für zweihundert Francs. Nun bin ich fertig. Gehen wir nun hinunter zu Dufourré. Er kann noch nicht fort sein, er braucht gar so lange zu seiner Toilette — mehr als eine Dame. Pfui! ein coketter Mann! ich finde, daß dadurch unsere Würde beeinträchtigt wird. Ich habe doch nichts vergessen? Ah! mein Manuscript! — Beinahe wäre ich ohne dieses fortgegangen. Es könnte mir leicht dort ein Gedanke kommen. Das Land begeistert zuweilen, und da man sich bei den Potherys nicht genirt, so werde ich mich auch nicht geniren, wenn ich vielleicht die Begeisterung in mir erwachen fühle.«

Etienne schiebt sein Manuscript in eine der umfangreichen Taschen seines Paletot und verläßt endlich sein Atelier, um in die zweite Etage zu Endymion Dufourré hinunterzugehen.

Sechtes Capitel.

Drei Freunde.

Man wird sich vielleicht wundern, daß der elegante Endymion sich mit dem Bildhauer Etienne abgibt, denn es scheint keine Beziehung zwischen diesen beiden Herren zu bestehen, die im Gegentheile auffallende Gegensätze zu bieten scheinen.

Der eine ist Stutzer, außerordentlich sorgfältig in seinem Aeußern, sehr cokett, sehr prätentiös. Dabei befindet er sich in guten Vermögensumständen, hat die Taschen immer voll Gold, kann den Galanten spielen und hat die Mittel, den Damen Galanterien zu erweisen und ihnen jene Geschenke an Bonbons und Bouquets zu machen, für welche sie sich stets so empfänglich zeigen.

Der Andere dagegen kleidet sich schlecht und es herrscht in seiner ganzen Haltung eine Nachlässigkeit, die man Excentricität zu nennen beliebt, die aber in der That weiter nichts ist als Unsauberkeit. Er trägt niemals Handschuhe. Er findet, daß man seine Kleider abnützt, wenn man sie bürstet, und läßt es sich niemals einfallen, einer Dame ein kleines Bouquet für zwei Sous zu verehren. Dagegen ißt er sehr gern ihre Bonbons, wenn sie ihm davon geben.

Diese beiden Herren sind aber in einer und derselben Pension erzogen und schon dort fertigte Etienne kleine Modelle von weichem Wachs und Endymion sagte oft zu ihm:

»Mache einmal meine Statuette in stehender Figur.«

Ein andermal:

»Mache mich in sitzender Figur.«

Oder auch:

»Mache mich als Römer — mache mich als Amor.«

Etienne, dem es nicht unlieb war, ein Modell zu finden, um sich daran zu üben, modellirte seinen Cameraden Endymion in allen Positionen und in allen Costüms, welche es diesem zu wählen beliebte.

Später, als der junge Bildhauer die Pension verließ, war er ein Talent und Endymion ein Mann der Börse geworden. Letzterer aber, der immer noch für seine Persönlichkeit eingenommen war, ließ auch immer noch seine Statuette machen. Wenn der Gypsabdruck ihm gefiel, so ließ er eine große Menge Exemplare davon machen und beschenkte seine Bekannten damit. Er hatte in seiner Wohnung einen ganzen Schrank, der von oben bis unten mit weiter nichts als seinen Statuetten angefüllt war.

Seitdem Vincent aber Geschmack an der Literatur gefunden, wird es sehr schwierig, von ihm auch nur die kleinste Büste, die unbedeutendste Figur zu erhalten. Seit sechs Wochen bittet daher Endymion, der sich in einem Pflanzercostüm und seinem Panamahut ganz reizend findet, den Künstler vergebens, ihm eine neue Statuette zu machen.

Dieser vertröstet ihn fortwährend, indem er zu ihm sagt:

»Wenn mein Drama fertig sein wird.«

Und Endymion schüttelt den Kopf und murmelt:

»Dann wird die Mode voll auf Zeit haben zu wechseln.«

Theobald Rubencourt war ebenfalls ein Pensions-

camerad von Endymion und Etienne. Er sah diesen letztern nicht sehr oft, Dufourré aber suchte eifrig seinen Umgang, seitdem die schöne Abricotine die Frau des Schriftstellers geworden war.

»Da bin ich — ich bin bereit,« ruft Etienne aus, indem er bei dem Stutzer der zweiten Etage eintritt. »Ich wette, daß Endymion es nicht ist — Uff! ich kann nicht mehr — ich habe heute gar so viel gearbeitet. Ah, da ist Theobald — guten Tag, Theobald! — Nun, was gibt's Neues im Theater? Es gibt neue Stücke, glaube ich — aber ich habe nicht Zeit, sie zu sehen, ich bin zu beschäftigt.«

»Du hast wohl Statuetten in der Arbeit?«

»Nein, ich mache mein Drama fertig. Du weißt doch, daß ich ein Drama in zwanzig Bildern schreibe?«

»Man hatte mir es allerdings gesagt, aber ich glaubte es nicht.«

»Und warum glaubtest Du es nicht?«

»Weil ich wußte, daß Du Bildhauer bist und nicht ahnte, daß Du Schriftsteller wärest.«

»Nun, kann man nicht Eines und das Andere sein?«

»Das ist wohl möglich — ich für meine Person habe auch nichts dagegen.«

»Aber es sieht aus, als ob Du Dich darüber wunderst.«

»Nun, habe ich vielleicht nicht das Recht mich zu wundern?«

»Du glaubst wohl, ich sei nicht im Stande, ein Stück zu schreiben?«

»Das zu sagen, bin ich weit entfernt. Nur wenn Du dazu Lust hast, da Du durchaus schreiben willst, so wundere ich mich, daß Du nicht eher Neigung dazu gehabt hast.«

»Erlaube mir, ich schreibe nicht für den Ruhm, ich

thue es, um Geld zu verdienen — es ist dabei keine Eigenliebe im Spiel.«

»Laß uns doch in Ruhe!« ruft Endymion aus. »Hältst Du uns denn für Dummköpfe? Wenn bei Dir keine Eigenliebe mit im Spiele wäre, warum würdest Du denn dein Stück allen Leuten vorlesen? Du hältst die Vorübergehenden auf, um ihnen dein Werk vorzulesen. Kürzlich hatte ich Jolibeau einen pressanten Auftrag ertheilt. Herr Etienne begegnet ihm auf der Treppe, nöthigt ihn sich auf die Stufen zu setzen und hält ihn eine Stunde fest, um ihm sein Drama vorzudeclamiren. Ich glaube, sie säßen noch dort, wenn ich nicht auf den Vorplatz gegangen wäre, um zu sehen, ob mein Diener bald wiederkäme und sie nicht unter mir erblickt hätte.«

»Lieber Freund, ich zog Jolibeau zu Rathe, weil er beim Theater gewesen ist und weil es Bühneneffecte gibt, die er besser beurtheilen kann als ein Anderer. Er ist ein Mann, welcher die Insceneſetzung ganz vortrefflich versteht. Ich werde ihn für mein Stück wieder engagiren lassen.«

»Na, das fehlt nur noch — er nimmt mir meinen Diener.«

»Du kannst Dir einen andern nehmen.«

»Und die Pförtnerin Madame Delicat, wirst Du sie auch engagiren lassen? Ich habe Dich wenigstens mehrmals in ihrer Loge gesehen, während Du ihr dein Stück vorlasest.«

»Lieber Freund, gute Ideen kann der Mensch haben, mag er angehören, welchem Stande er will. Frage doch Theobald, ob Molière nicht seine Magd zu Rath zog.«

»Meinetwegen! Schreib Stücke — ich habe nichts dagegen, ich werde Dir herzlich gern Beifall zuklatschen, aber

mach mir meine Statuette mit einem Panamahut und einem orangenfarbenen Piquépaletot.«

»Aber, sapristi! ich habe sie ja schon dreißig- oder vielmehr fünfzigmal gemacht, deine Statuette; hast Du noch nicht genug?«

»Im Pflanzercostüm hast Du mich noch nicht gemacht.«

»Welche Quantität Wachs habe ich seit fünfzehn Jahren für Dich geknetet! Ich habe Dich in stehender Figur gemacht, in sitzender, in liegender, als Zephyr, als Römer, als Ritter, als Eremit, als Schäfer, als Amor, als Soldat, als Bauer, als Tänzer.«

»Aber als Pflanzer noch nicht.«

»Du willst also wohl ein Magazin haben, in welchem man weiter nichts verkauft als Dich?«

»Das geht Dich nichts an. Mache mich als Pflanzer und ich bezahle Dir dafür, was Du verlangst.«

»Wenn ich die Statuette eines Freundes mache, so lasse ich ihn niemals dafür bezahlen.«

»Daran thust Du sehr unrecht. Gewöhnlich läßt man die Freunde am theuersten bezahlen.«

»Was hast Du denn da auf der linken Wange? Dieses Mahl habe ich an Dir noch nicht bemerkt.«

»Ah — es — es ist ein Schönheitsmahl, welches ich bekommen habe.«

»Ich werde mir ein kleines Zimmer auf dem Lande miethen, dort muß es sich viel besser arbeiten. Wenn es vielleicht bei Madame Pothery etwas zu vermiethen gibt, so werde ich darauf reflectiren. Ich bedarf der Luft — in Paris erstickt man. — Nun, gehen wir denn nicht bald? Wenn ich gewußt hätte, daß Du noch nicht bereit wärest, so hätte ich meine Arbeit noch nicht verlassen, ich saß gerade über einer Scene.«

»Ach, wie langweilig bist Du doch — Du nimmst es mir nicht übel — lieber Freund! Seitdem Du Schriftsteller bist, kannst Du kein Zimmer betreten, ohne zu sagen: Ich komme vom Arbeiten — oder: Ich kann nicht mehr — der Kopf summt mir — ach, ich habe so sehr gearbeitet! Sag einmal, Theobald, Du, der Du Schriftsteller bist, der Du viel Autoren besuchst, sind sie denn alle so?«

»O nein! Ich kenne im Gegentheile viele, welche immer Zeit finden, sich zu amüsiren, zu lachen, zu spielen, bei allen festlichen Gelegenheiten zu sein, und ich stehe Dir dafür, daß es nicht die sind, welche am wenigsten Erfolg erzielen.«

»Das glaube ich wohl und es ist auch ganz natürlich. Ein Schriftsteller, der fortwährend arbeiten wollte, ohne sich eine Zerstreuung zu machen, würde in seinen Werken eben so langweilig werden wie in seiner Conversation. Aber er hört mich nicht mehr — er ist nicht mehr da — und Jolibeau auch nicht. Willst Du wetten, Theobald, daß Etienne sich in diesem Augenblick schon Jolibeau's bemächtigt hat und ihm etwas von seinem Stück erzählt oder vorliest?«

»Nicht möglich.«

»Komm mit mir, wir wollen sie überraschen.«

Die beiden Herren verlassen das Toilettecabinet und finden in der That in dem Salon Etienne, welcher Jolibeau am Aufschlage seiner Jacke festhält und mit so viel Feuer declamirt, daß er die Ankunft seiner beiden Freunde nicht bemerkt.

Diese schlagen ein lautes Gelächter auf, so daß Jolibeau, dem es in diesem Augenblick gelungen ist sich loszumachen, sich herumdreht.

»Es ist also eine Krankheit?« sagt Theobald.

»Es ist etwas Schlimmeres als dies,« sagt Dufourré, »es ist eine Monomanie.«

»Meine Herren, Jolibeau hat mir eine vortreffliche Idee an die Hand gegeben!« ruft Etienne, indem er sein Manuscript wieder in die Tasche steckt.

»Und worin besteht diese?«

»Darin, daß ich für die heiteren Details, die nicht zu meinem Ressort gehören, einen Mitarbeiter annehme.«

»Und Jolibeau hat sich ohne Zweifel erboten, dieser Mitarbeiter zu sein, nicht wahr?«

»Nein, meine Herren, dazu besitzt er zu viel Bescheidenheit, aber er hat mir deren mehre genannt. Ich werde sehen — ich werde wählen. Es muß auf dem Berg Vesuv durchaus auch etwas Komisches vorgehen.«

»Ach ja! Wie wäre es, wenn Du während des Ausbruchs einen Gassenbuben hinkommen ließest, welcher Cigarrenstummel zusammensucht?«

»Meine Herren, meine Frau erwartet uns. Es ist die höchste Zeit, daß wir gehen.«

»Ich bin bereit, meine Herren. Wie, Etienne, Du bist noch nicht angekleidet?«

»Was sagst Du? — nicht angekleidet? — ich bin es ja seit einer Stunde.«

»Du willst in diesem Paletot aufs Land gehen?«

»Warum nicht? Sieht er nicht ganz gut aus?«

»Er ist sehr schmutzig — er hat Flecken.«

»Ach, dummes Zeug! für das Land ist er noch sehr gut. Ich bin allerdings nicht gestriegelt und geschniegelt wie Du, aber das ist einmal nicht mein Geschmack.«

»Jolibeau, bürste Etienne ein wenig.«

»Wozu? In einer Stunde habe ich wieder eben so viel Staub auf mir.«

»Laß ihn doch machen, ich versichere Dir, daß es durchaus kein Luxus ist.«

Etienne versteht sich dazu, Jolibeau den Rücken hinzuhalten, aber während dieser ihn bürstet, sagt er zu ihm:

»Also der erste Act scheint Ihnen gut zu sein?«

»Ja, mein Herr, nur wünsche ich etwas Komisches hinein — und Figuranten.«

»Wohl Bauern?«

»Oder Räuber, damit Bewegung und Leben in die Sache kommt.«

»Ich glaube, Sie haben Recht.«

»Nun, mein Freund Vincent, wir erwarten Dich!«

»Noch eine Minute — ich lasse mich bürsten. Und im zweiten?«

»Im zweiten — ein Ballet — und Soldaten.«

»Sehr gut.«

»Und im dritten?«

Endymion, welcher bemerkt, was vorgeht, tritt hinzu und trennt Etienne und Jolibeau.

Die drei Freunde brechen endlich auf und Dufourré sagt leise zu Theobald, indem er ihn von Etienne entfernt:

»Wir wollen vorangehen, sonst declamirt er uns eine Scene.«

Madame Rubencourt war bereit und begann ungeduldig zu werden, daß sie noch immer Niemand kommen sah, als endlich die drei Freunde erschienen.

»Sie sind sehr liebenswürdig, meine Herren, daß Sie eine Dame warten lassen; ich finde das nicht sehr galant.«

»Dufourré war noch nicht angekleidet,« sagt Etienne, »denn ich bin immer fertig.«

Abricotine mißt den Künstler mit einer Miene, welche sagen will:

»Das glaube ich wohl, wenn man so ausgeht!«

Dann lächelt sie Endymion zu und sagt zu ihm:

»Sie werden also immer cokett sein?«

»Schöne Frau, wenn man mit Ihnen ausgeht, kann man in seiner Toilette nicht sorgfältig genug sein.«

»Ah, dieses Compliment macht Alles wieder gut. Sie haben ja da einen Flecken auf der Wange, den ich an Ihnen noch nicht bemerkt.«

»Es ist nichts; es ist ein Funke von einer Cigarre, der mich verbrannt hat.«

»Gehen wir, meine Herren.«

»Wir werden mit dem Omnibus fahren,« sagt Etienne.

»Lieber gar! — Sonntags mit dem Omnibus! Ist wohl Sonntags jemals Platz in den Omnibussen? Uebrigens können wir ja für uns vier Personen recht wohl einen Wagen nehmen.«

»Ich hoffe, daß Sie mich nicht nöthigen werden, in einen Omnibus zu steigen,« sagt Abricotine. »Ich würde mir meine ganze Toilette zerknittern.«

»Ihre Toilette verträgt allerdings nicht viel,« sagt Endymion.

»Besonders der Unterrock nicht,« murmelt Etienne. »Welch ein Ballon, großer Gott! welch ein Ballon!«

Man bricht auf. Da der Stutzer geblieben ist, um eine Falte seines Hemdes glatt zu streichen, so entschließt sich

Madame Rubencourt, den Arm ihres Gatten zu nehmen, aus Furcht, daß der Künstler ihr den seinen biete.

Man erreicht die Boulevards, jeden Augenblick aber sagt Abricotine zu Theobald:

»Nimm Dich doch in Acht — Du trittst mir auf's Kleid.«

»Wie, ich trete Dir auf's Kleid? Dies scheint mir schwierig zu sein; es schleppt ja nicht auf der Erde.«

»Aber Du zerknitterst mich — Du zerdrückst meine Robe.«

»Nun, wie soll ich denn gehen? Ich gehe wie alle Welt, ich kann die Beine doch nicht schief halten.«

»Aber man nimmt sich ein wenig in Acht; Du drängst Dich zu sehr an mich.«

»Ach, liebe Freundin, weißt Du, daß Du mich sehr verunzierst? Wenn Du nicht einen durch seinen Umfang lächerlichen Unterrock trügest, so würde er nicht eines meiner Beine maskiren. Du hinderst mich zu gehen, deine eisernen Reifen versperren mir den Weg.«

»Au! Jetzt platzte etwas.«

»Nun habe ich genug. Der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir jemals wieder den Arm gebe, so lange Du stählerne Unterröcke trägst.«

Und Theobald läßt den Arm seiner Gattin los und geht mit sehr entschieden schmollender Miene auf Etienne's Seite, der zu ihm sagt:

»Wie mir scheint, verträgst Du Dich mit deiner Frau nicht zum besten.«

Der Schriftsteller gibt weiter keine Antwort, als daß er einen tiefen Seufzer ausstößt.

Endymion aber, dem es endlich gelungen ist, die un=

gehörige Falte, welche sein Hemd auf der Brust bildet, zu beseitigen, läuft hinter Madame Theobald drein und sagt:

»Wie, Madame, Sie gehen allein?«

»Wie Sie sehen.«

»Ist dies so Ihr eigener Wille?«

»Mein Mann ist mir fortgelaufen. Er behauptet, daß mein Kleid ihn am Gehen hindere.«

»Weil er nicht die Art und Weise kennt, auf welche man die Füße setzen muß, wenn man jetzt einer Dame den Arm gibt. Es ist dies ein ganz neuer Schritt, wegen dessen man ganz besondere Studien machen muß.«

»Geht man vielleicht rückwärts wie ein Krebs?« fragt Theobald.

»Nein, lieber Freund, aber man macht ganz kleine Schritte. Du sollst gleich sehen. Madame, wollen Sie meinen Arm annehmen?«

»Sehr gern, mein Herr.«

Abricotine nimmt den Arm des Stutzers, welcher dann mit den Füßen zu gleiten beginnt, als wenn er eine Anglaise tanzte.

Theobald und Etienne können sich nicht enthalten zu lachen, als sie ihn sein Pas ausführen sehen.

»Lachen Sie, meine Herren, lachen Sie immer zu,« sagt Abricotine, »das ist ganz charmant, so — die Knie dieses Herrn stoßen durchaus nicht in meine Röcke.«

»Ob dies für die Dame charmant ist, weiß ich nicht, für ihren Cavalier muß es jedenfalls sehr ermüdend sein. Ich glaube nicht, daß Dufourré sehr lange auf diese Weise promeniren würde.«

Der schöne Herr bleibt in der That sehr bald stehen, indem er sagt:

»Aber ich sehe keinen Wagen — gleichwohl ist hier ein Platz. Sonntags, wenn es schön ist, gibt es niemals Wägen auf den Plätzen.«

»Ah, zum Teufel — und wenn es regnet?«

»Dann noch weniger.«

»Wir wollen doch langsam zu Fuße gehen,« sagt Etienne.

Die dicke Blondine wirft dem Künstler einen zornigen Blick zu, indem sie ausruft:

»Zu Fuße bis nach Saint-Gervais! Das wäre noch besser! Da wollte ich lieber den Weg essen.«

»Wenn man den Weg essen kann, werde ich gern ein Stück davon annehmen.«

»Ruhig mit diesen Scherzen, meine Herren,« sagt Endymion. »Wir müssen auf ein Mittel sinnen. Madame ist müde und hat keine Lust zu Fuß zu gehen.«

»Ich glaube, er ist es auch müde, unter den Röcken deiner Frau die Anglaise zu tanzen,« murmelt Etienne seinem Nachbar zu.

»Ich mag schauen, so weit ich will — ich sehe keinen Wagen. Dennoch müssen deren wieder auf den Platz zurückkommen. Mein Rath ist, daß wir einstweilen in das Café da drüben gehen. Wir werden irgend etwas trinken, während wir einen Wagen abwarten und, sobald einer erscheint, uns desselben bemächtigen.«

»Herr Dufourré hat vollkommen Recht. Setzen wir uns dort an diesen Tisch im Freien. Ich mag nicht mehr gehen, denn ich habe keine Lust, mir mein Kleid durch den Staub ruiniren zu lassen.«

»Gut, gehen wir in das Café,« sagt Theobald. »O

die Kleider der Damen! Welch ein Artikel ließe sich darüber schreiben!«

Etienne folgt der Gesellschaft, indem er bei sich sagt:

»Wie zum Teufel soll ich nur etwas Komisches in den Vesuv hineinbringen?«

Siebentes Capitel.

Herr von Saint-Croisy.

Es gelingt unsern Freunden, einen noch unbesetzten Tisch zu finden, was in einem Café auf den Boulevards im Sommer beinahe eben so schwierig ist, als einen Wagen auf dem Platze zu finden, und dennoch weiß Gott, ob auf den Boulevards von Paris Mangel an Café ist! Es gibt deren eben so viel, als Weinhändler vor den Barrieren.

Abricotine hat ein Glas Himbeerlimonade verlangt. Die Männer haben sich das classische Bier geben lassen, welches jedoch nicht mehr das Bier von ehedem ist — jenes gute, süße, natürliche Bier, welches moussirte und welches man sich noch herabließ in Flaschen zu serviren.

Jetzt bringt man uns Krüge oder halbe Krüge, in welchen sich ein gallenbitteres Getränke befindet, wofür man noch einmal so viel bezahlen muß als für das alte Bier. Wenn man von diesem verlangt, so sieht der Kellner einen mit verwunderter Miene an, als ob man ihn irokesisch anredete, und antwortet endlich:

»Wir haben keines, mein Herr. Man brauet keins mehr.«

Dann ist man wohl genöthigt, das zu trinken, was man schlecht findet und was man theuer bezahlt.

Man versichert, daß die Herren Raucher dem bittern Bier den Vorzug geben, aber wie steht's mit Denen, welche nicht rauchen? Hat man mit diesen kein Mitleid?«

Unsere Gesellschaft befand sich seit zehn Minuten in dem Café und noch hatte sich nicht der Schatten von einem Fiaker auf dem Platze gezeigt. Allerdings rasselten genug Chaisen, Caleschen und Coupés vorüber, Theobald aber, welcher wußte, was dergleichen Fuhrwerke kosten, sah sie mit gleichgiltiger Miene vorbeipassiren.

Endymion that — ohne Zweifel aus denselben Gründen — ebenfalls, als ob er sie nicht sähe.

Abricotine dagegen belorgnettirte die Caleschen und sah dann ihren Mann an, indem sie eine leichte Bewegung mit den Achseln machte und sagte:

»Früher scheute man sich nicht, eine Calesche für mich zu miethen. Wie filzig doch die Männer werden, wenn sie verheiratet sind!«

Was Etienne betraf, so hatte er an einem Tische zwei Schauspieler aus dem Theater de la Gaité bemerkt und sich sofort neben sie gepflanzt.

Diese hatten ihm kaum guten Tag gewünscht, so erzählte er ihnen auch schon einen Act seines Stückes.

Plötzlich kommt ein Herr, der aus dem Innern des Café heraustritt, auf Theobald zu, indem er ruft wie Jemand, der über eine Begegnung hoch erfreut ist:

»Ei, guten Tag, lieber Freund! Wie, Sie sind hier! Vom Hintergrunde dieses Café aus hatte ich Sie nicht bemerkt. Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung! — dies ist wohl Madame?«

Und der Herr unterbricht sich, um die Frau des Schriftstellers auf sehr ehrerbietige und zugleich sehr distinguirte Weise zu begrüßen.

Abricotine beeilte sich den Gruß zu beantworten, indem sie alle Grazie entwickelt, deren sie fähig ist.

Der Herr, welcher Theobald angeredet, ist ein Mann, der ungefähr vierzig Jahre zählen kann. Er ist groß, gut gewachsen, hat eine gute Haltung und sein Aeußeres ist das eines Mannes, welcher daran gewöhnt ist, die gute Gesellschaft zu besuchen. Wenigstens affectirt er in seiner Sprache und in seinen Manieren Alles, was einen Mann aus der großen Welt bezeichnen kann.

Sein Gesicht ist schön und regelmäßig; seine ein wenig derben Züge, seine breite Stirn, seine starken dicht beisammen stehenden Augenbrauen verrathen Charakter und Entschlossenheit.

Sein Mund ist dünn, schmal und spöttisch; seine Augen sind schwarz, ziemlich schön, aber sie sind nicht sanft, obschon dieser Herr oft sein Möglichstes thut, um ihnen diesen Ausdruck zu geben.

Sein Teint ist ein wenig marmorirt und mehr gelb als weiß. Sein Haar ist schwarz und voll, aber an den Schläfen und an der Stirn verrathen einige Silberfäden das Herannahen des reifen Alters, welches seine ganze Person außerdem mit leichter Mühe verbergen könnte.

Die Kleidung dieses Herrn ist elegant, ohne lächerliche Anmaßung. Seine Hand ist schön und sorgfältig gehalten.

Mit einem Worte, er besitzt in seinem Aeußern Alles, was einen feinen Mann verräth.

»Guten Tag, Herr von Croisy,« antwortet Theobald, indem er dem Herrn die Hand bietet.

Dieser zieht einen Rohrsessel herbei, um sich neben den Schriftsteller zu setzen und Endymion rückt mit seinem Stuhl etwas zurück, um Platz für diesen Herrn zu machen, den er nicht kennt, dessen Aeußeres aber ihm beinahe Respect einflößt.

Es erfolgt nun zwischen diesen Herren ein Austausch von Höflichkeiten.

»Lassen Sie sich nicht stören, mein Herr, ich bitte Sie — ich habe mehr Platz als ich brauche — es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich Sie genirte.«

»Es genirt nicht, durchaus nicht, mein Herr; rücken Sie doch näher.«

»Sie sind zu gütig. Mein lieber Rubencourt, ich habe so eben einen Artikel von Ihnen über das letzte Stück im Gymnase gelesen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß er mir, wie Alles, was aus Ihrer Feder hervorgeht, das größte Vergnügen gemacht hat. Ah bravo! das nenne ich eine gesunde Kritik — das nenne ich geistreich. Sie streuen attisches Salz in Fülle aus. Ganz kürzlich erst sagte Herr von Vergenstein, mit dem ich auf dem Balle des türkischen Gesandten plauderte, als wir von Ihnen sprachen, zu mir: »Das ist wirklich ein Aristarch und einer unserer ersten modernen Schriftsteller.« Und als ich ihm sagte, daß ich das Glück hätte, Sie zu kennen, rief er: Ha, wie glücklich sind Sie und welches Vergnügen muß es machen, einen Mann, der so schreibt, sprechen zu hören!«

Während dieser Herr unserm Freund Theobald so schmeichelhafte Dinge sagt, hat dieser sich um ein gutes Drittel aufgebläht. Sein Gesicht verklärt sich, seine Augen heften sich bescheiden auf den Boden, er sieht sich genöthigt einen Knopf seiner Weste aufzumachen, so bedeutend ist die Aus-

dehnung, welche die geschmeichelte Eigenliebe seiner Lunge gibt.

Endlich antwortet er mit einer Miene der Biederkeit und des Freimuthes:

»Sie sind tausendmal zu gütig, Herr von Saint-Croisy. Mein Gott, ich schreibe mit Ueberzeugung; ich bemühe mich vor allen Dingen gerecht zu sein. Aber gegen schlechte Werke kenne ich kein Erbarmen. Sehen Sie, wenn ein Werk von meinem Vater, ja wenn es von meinem Bruder ist und ich finde, daß es schlecht ist, so sage ich es.«

»Und Sie haben Recht, auf diese Weise erwirbt man Achtung und Ansehen. Dafür haben Ihre Artikel auch bedeutendes Gewicht — man legt Werth darauf.«

»Wollen Sie etwas annehmen?«

»Unendlich verbunden!«

»Ah, Sie waren auf dem Ball bei dem türkischen Gesandten?«

»Ja, ich brachte eine Stunde dort zu.«

»Es war wohl sehr schön?«

»Prachtvoll — ganz Paris war dort — ich suchte Sie.«

»Ich hatte allerdings auch eine Einladung erhalten, aber es war mir unmöglich zu erscheinen.«

»Ich ging hin, um mit einigen hochgestellten Personen zu sprechen, mit welchen ich in diesem Augenblicke in häufigen Beziehungen wegen der Concession zu jenen Steinkohlengruben stehe, welche ich auszubeuten wünsche.«

»Ah, Sie wollen Steinkohlengruben ausbeuten!«

»O, es ist dies ein Geschäft, bei dem wenigstens zwanzig Millionen zu gewinnen sind.«

»Zwanzig Millionen, das ist ja famos!«

»Mein Himmel, man muß doch etwas machen!«

»Und Sie sind allein bei diesem Geschäft betheiligt?«

»Bis jetzt ja, aber es ist möglich, daß ich Compagnons annehme. Ich werde sehen; es wird dies von meiner Gesundheit abhängen, die ein wenig angegriffen ist.«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagt Dufourré, der bis jetzt sich darauf beschränkt hat, der Conversation zuzuhören, »dieses Werk, oder diese Kohlenwerke, welche Sie ausbeuten wollen — sind dieselben weit von hier?«

»Das nicht, mein Herr — sie liegen im Departement Pas-de-Calais.«

»Das ist allerdings das Steinkohlenland — ist das Terrain von großem Umfange?«

»Beinahe eine Quadratmeile. Ein Theil davon gehört meiner Familie, die mir es abtritt. Was das übrige betrifft, so gedenke ich es ebenfalls zu erwerben, wenn man mir es nicht zu theuer verkaufen will. Eben um dieses Ankaufes willen werde ich genöthigt sein, einen Compagnon anzunehmen oder Actien auszugeben. Es wäre mir dies aber nicht angenehm, denn ich möchte das ganze Geschäft lieber allein führen.«

»Gourmand! der Sie den Kuchen nicht theilen wollen!«

»Mein Herr,« hebt Endymion wieder an, indem er sich gegen Herrn von Saint-Croisy verneigt, »ich habe nicht die Ehre von Ihnen gekannt zu sein, aber mein Schulfreund Theobald Rubencourt wird Ihnen sagen können, daß man meinen Worten Glauben beimessen kann — ich heiße Endymion Dufourré und bin Associé eines Wechselagenten — das heißt gegenwärtig noch nicht — aber ich habe Fonds bei einem solchen angelegt.«

»Endymion Dufourré! — Ei, mein Herr, Sie sind

mir durchaus nicht ganz unbekannt! Ich habe hundertmal von Ihnen sprechen hören — auf der Börse, im Foyer der Oper, bei den Wettrennen, bei den Italienern, überall nannte man Herrn Endymion Dufourré wegen seiner Eleganz, wegen seiner geschmackvollen Toilette, wegen der Grazie seines ganzen Wesens, denn Sie sind wirklich der König der Mode. Uebrigens, wenn Sie sich auch nicht genannt hätten, so würde ich Sie errathen haben.«

Nun ist die Reihe des Aufblähens, des Verklärtseins an Endymion. In seiner Freude ist er, indem er sich mit der Hand in das Haar fährt, nahe daran, sich sein Toupet vom Kopfe zu reißen, aber er hält noch zeitig genug inne und macht eine Menge Verbeugungen mit dem Kopfe, indem er antwortet:

»Ach, mein Herr, ich wußte nicht, daß ich — daß ich so bekannt bin. Allerdings bin ich ziemlich oft bei den Italienern — bei den Wettrennen. — Ich bin mit vielen der Herren befreundet, welche Mitglieder dieser Clubs sind.«

»Sie haben kürzlich sehr schöne englische Pferde rennen lassen.«

»Nein, ich glaube nicht — aber ich habe gewettet — ich wette — ich wette oft. — Mein Herr, was Sie so eben in Bezug auf Ihre Steinkohlenwerke sagten, hat mir, wie ich Ihnen nicht verschweigen will, den Wunsch eingeflößt, mich bei diesem Geschäfte zu betheiligen, welches in Ihren Händen nur einen guten Fortgang haben kann.«

»Ja, es wird gut werden— ja, mein Herr, sogar sehr gut. Auch will ich Ihnen unter uns gestehen, daß ich sehr wenig davon spreche. Ich möchte, wenn es möglich wäre, es lieber geheim halten, weil, sobald es ruchbar würde, wenigstens zweitausend Personen zu mir gelaufen kommen

und verlangen würden, sich mit größeren oder geringeren Einlagen dabei zu betheiligen. Ich würde nicht wissen, was ich antworten sollte. — Sie aber, mein Herr, gehören nicht zu der Zahl der Leute, vor denen man sich in Acht nimmt — im Gegentheil, es wird dies für mich eine zu angenehme Gelegenheit zur Anknüpfung von Beziehungen sein, als daß ich sie nicht ergreifen sollte.«

»Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit sehr dankbar. Ich habe einen Geschäftsantheil bei einem Wechselagenten, aber es ist eine Kleinigkeit — ein Zehntheil — auch beschäftigt mich dies sehr wenig und dann, unter uns gesagt, ich liebe die Arbeit nicht sehr — ich verstehe nichts davon — ich gebe den Sachen den Vorzug, welche von selbst gehen. Ich habe fortwährend vierzig- bis fünfzigtausend Francs, über die ich verfügen kann, wenn sich ein Geschäft darbietet, welches mir zusagt.«

»Sehr schön, wir werden uns bemühen, sie Ihnen abzunehmen und nutzbar zu machen. Wollen Sie mir vielleicht Ihre Adresse geben? Ich werde dann gelegentlich bei Ihnen vorkommen.«

»Aber ich möchte Sie nicht gern bemühen — es würde eher mir zukommen, Ihnen meinen Besuch zu machen.«

»Sie würden mich nicht antreffen — ich habe so viel Leute zu besuchen — ich weiß niemals, wann ich zu Hause bin. Ich habe versprochen, mehre Schlösser zu besuchen und einige Tage dort zuzubringen, aber ich finde nicht die nöthige Zeit dazu.«

»Nun denn, hier ist meine Adresse.«

Herr von Saint-Croisy steckt die Adreßkarte, welche Endymion ihm überreicht, in die Tasche, wendet sich dann

zu Theobalds Gattin und sagt, indem er sie graziös anlächelt:

»Aber in der That, wir sind nicht sehr galant — wir sprechen in Gegenwart einer Dame von Geschäften, während wir uns doch nur mit ihr beschäftigen sollten. Madame, von welcher ich nicht die Ehre habe gekannt zu sein, wird eine schlimme Meinung von mir fassen.«

»O, mein Herr, ich bin daran gewöhnt, daß man mich unbeachtet läßt. Männer, welche schreiben, sind nicht alle Tage liebenswürdig.«

»Aber wenn sie es sind, dann bringen sie es wieder mit ein.«

»Bei mir hat mein Mann noch nichts wieder eingebracht.«

»Ha! ha! ha! das war eine gute Bemerkung — ich werde sie nicht vergessen.«

»Mein Herr, da Sie auf dem Ball bei dem türkischen Gesandten gewesen sind, wo es so prachtvoll war und wo ich bedaure nicht gewesen zu sein — aber mein Mann führt mich niemals auf einen Ball — könnten Sie mir vielleicht sagen, welche Farbe bei der Toilette der Damen am vorherrschendsten war?«

Herr von Saint-Croisy wirft einen Blick auf Abricotinens Kleid, welches blaßblau mit ein wenig Weiß gemischt ist, und antwortet:

»Die vorherrschende Farbe, Madame, war hellblau, gerade wie Ihr Kleid — diese war am häufigsten zu sehen.«

»Wirklich? dann gehe ich also nach der Mode?«

»Vollkommen, Madame. Ich habe auf diesem Ball eine Menge blaue Kleider gesehen, die von Damen vom höchsten Range getragen wurden und mit Diamanten bedeckt

waren, aber offen gestanden, ich habe keines gesehen, welches mit so viel Anmuth getragen worden wäre, wie dieses.«

Jetzt wird Abricotine purpurroth vor Freude. Dieses Compliment ist mit einer Miene von so natürlicher Offenheit an sie gerichtet worden, daß sie keinen Augenblick zweifelt, es sei der Ausdruck der Ueberzeugung dieses Herrn.

Sie möchte etwas Geistreiches und Liebenswürdiges antworten, nachdem sie aber lange nachgesonnen, vermag sie nur zu stammeln:

»Ach, mein Herr — allerdings — Blau hat mir immer gut gestanden.«

In diesem Augenblicke kommt Etienne, dessen seine Schauspieler sich glücklich entledigt haben, zu seiner Gesellschaft zurück und sagt:

»Nun, wie mir scheint, bleiben wir hier sitzen. Es läßt sich kein Wagen sehen und man wird also doch noch genöthigt sein, auf meinen Rath zurückzukommen und zu Fuße zu gehen. Wir würden jetzt schon dort sein, wenn man auf mich gehört hätte.«

Herr von Saint-Croisy hat Etienne anfangs betrachtet, wie man einen Contremarkenhändler betrachtet, aber indem er ihn anhört, bemerkt er wohl, daß er sich geirrt hat und daß dieser Herr zu Theobald Rubencourt's Gesellschaft gehört.

Nun gibt er seiner Physiognomie sofort einen anderen Ausdruck und rückt auf die Seite, damit Etienne sich mit an den Tisch setzen könne.

Theobald, der den schlechten Eindruck, den der nachlässige Anzug des Künstlers in Bezug auf seine Person machen könnte, zu verwischen wünscht, beeilt sich zu Saint-Croisy zu sagen:

»Erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen sehr talentvollen Bildhauer, Herrn Etienne Vincent, vorzustellen, von welchem Sie vielleicht mehre Erzeugnisse bei Susse und in der Passage des Panoramas gesehen haben.«

»Monsieur Etienne Vincent!« ruft Saint-Croisy, indem er sich gegen den Künstler verneigt; »o gewiß, von diesem Herrn habe ich sehr oft sprechen hören und wie Jedermann seine köstlichen Statuetten bewundert. Empfangen Sie meine aufrichtigen Complimente, mein Herr, und erlauben Sie mir, einem so ausgezeichneten Künstler die Hand zu drücken.«

Etienne gibt mit erstaunter Miene seine Hand diesem Herrn, der sie ihm kräftig drückt, indem er zu ihm sagt:

»Sie werden es noch weit bringen, mein Herr.«

»In der That, mein Herr, wenn ich es weit bringe, so wird es nicht in dieser Carriere sein, denn ich entsage derselben.«

»Wäre es möglich, mein Herr, nach so glänzenden Erfolgen! denn kürzlich bei der Gräfin von Wladimir, die in ihren Salons das Gewählteste vereinigt, was Paris an Künstlern, Dichtern, Financiers und Fremden von Distinction besitzt, sprach man viel von Ihnen — besonders jener berühmte Maler — ich kann mich nicht sogleich auf seinen Namen besinnen — doch gleichviel — er versicherte, daß Sie berufen seien, Pradier's Erbschaft zu übernehmen.«

»Wirklich? Ich bedaure, daß Sie sich nicht auf den Namen dessen besinnen können, der dies gesagt hat.«

»Ich habe einmal für Namen kein Gedächtniß, Sie kennen ihn aber recht gut.«

»Ich will auch die Bildhauerei nicht gänzlich aufgeben, dennoch aber fühle ich in mir den Drang, für das Theater zu

schreiben, und bin in diesem Augenblicke mit einem großen Drama beschäftigt.«

»Nun, mein Herr, alle Künste sind Schwestern, und ich sehe nichts Befremdendes darin, wenn sie zwei Talente in sich vereinigen. — Für welches Theater ist Ihr Drama bestimmt?«

»In Bezug auf die Wahl des Theaters bin ich mit mir noch nicht recht einig.«

»Ist es ein Spectakelstück?«

»O, ein Spectakelstück, wie man noch niemals Eins gesehen. Die Inscenesetzung macht einen Aufwand von wenigstens zweimalhunderttausend Francs nöthig. Schon der Titel wird Ihnen einen Begriff davon geben — es heißt: der Vesuv.«

»Der Vesuv! Ein herrlicher Titel!

»Nicht wahr? In zwanzig Tableaux, mit siebzehn Ausbrüchen.«

»Beinahe eben so viel als Tableaux.«

»Ha! Ich will, daß man von meinem Sujet gehörig durchdrungen sei.«

»Das muß prachtvoll sein! Ich wäre sehr neugierig, dieses Drama kennen zu lernen.«

»Zwölf Tableaux kann ich Ihnen immer erzählen — die andern sind noch nicht fertig.«

Abricotine aber, die durchaus keine Lust hat, wieder den Vesuv erzählen zu hören, ruft sofort:

»Ach, Herr Vincent, wenn Sie anfangen Ihr Stück zu erzählen, so wird das kein großes Amusement für uns sein, denn wir wissen es ja schon auswendig. Ich sollte meinen, es wäre besser, wenn wir uns ernstlich damit beschäf-

tigten, einen Wagen aufzutreiben. Ich habe keine Lust, mich den ganzen Tag in dieses Café hieherzusetzen.«

»Wie, Madame,« sagt Herr von Saint-Croisy, »Sie erwarten einen Wagen, um auf's Land zu fahren?«

»Ja, mein Herr, wir wollen nach Saint-Gervais; aber ich möchte nicht gerne im Omnibus fahren, und gleichwohl findet man auch keinen Wagen auf dem Platze.«

»Wohlan, Madame, ich werde Ihnen einen schaffen. Beruhigen Sie sich — ehe fünf Minuten vergehen, bringe ich Ihnen einen hieher.«

»Wie, mein Herr, diese Gefälligkeit wollten Sie haben? Aber ich möchte nicht gerne, daß Sie sich bemühten.«

»Ihnen angenehm zu sein, Madame, ist ein Vergnügen, welches ich mir nicht rauben lasse.«

Und mit diesen Worten eilt Herr von Saint-Croisy davon.

»Das ist hoffentlich ein galanter und liebenswürdiger Mann,« ruft Abricotine. »Geben Sie zu, meine Herren, daß Sie alle ihm nicht das Wasser reichen.«

»Das ist kein sehr feiner Ausdruck,« sagt Theobald.

»Nun, wenn der Ausdruck auch nicht fein ist, so ist die Sache doch wahr — er wird uns einen Wagen schaffen — vielleicht den seinigen. — Hat er Equipage, dieser Herr?

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Er besitzt ganz die Tournüre eines Mannes, der Equipage hat. Auf jeden Fall, möge er nun Equipage haben oder nicht, so ist er ein charmanter Mann, der nur liebenswürdige Dinge zu sagen weiß. Man sieht sogleich, daß er ein Mann ist, wie er sein muß.«

»Ja,« sagt Theobald, »er hat viel Geist, er urtheilt

sehr gut — er drückt sich elegant aus — ich glaube, er ist sehr unterrichtet.«

»Er hatte von mir sprechen hören,« ruft Endymion aus, »und er berichtet mir das auf höchst graziöse Weise. Er will Kohlenwerke ausbeuten lassen, bei welchen es Millionen zu verdienen gibt, das ist ein schönes Geschäft — und er willigt ein, mir einen Antheil davon zu gewähren — ich freue mich sehr, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»Er wünscht mein Drama kennen zu lernen,« sagt Etienne einerseits, »ich werde ihm Alles vorlesen, was ich fertig habe, und ihn in Bezug auf das Uebrige um seinen Rath fragen — der Mann spricht sicherlich sehr oft mit Theaterdirectoren — er kann mir sehr nützlich sein.«

»Er kennt die beste Gesellschaft in Paris.«

Während so Jeder das Lob des Herrn von Saint-Croisy preist, kommt dieser mit einer Calesche zurück, die unbeschäftigt durch die Straße gefahren ist, und die er sofort gemiethet hat. Er kommt auf Madame Rubencourt zugeeilt und sagt zu ihr:

»Schöne Dame — ich halte mein Versprechen. Hier ist ein Wagen — sie sind sehr rar — aber wenn ich bis ans Wäldchen von Boulogne hätte laufen sollen, so würde ich Ihnen einen geschafft haben.«

Und indem er Abricotinen die Hand bietet, führt er sie an die Calesche und hilft ihr einsteigen. Die drei Freunde steigen ebenfalls ein, und Herr von Saint-Croisy verläßt sie, indem er zu ihnen sagt:

»Auf baldiges Wiedersehen — ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen.«

Der Kutscher wendet sich nach den in seinem Wagen sitzenden Personen herum und sagt zu ihnen:

»Fahren Sie nach der Stunde oder wollen Sie den Wagen auf eine bestimmte Fahrt?«

»Wie es scheint, ist es nicht die Equipage dieses Herrn,« murmelt Endymion.

»Dann hätten wir es eben so machen können wie er,« sagt Theobald.

»Na, so viel ist gewiß,« sagt Abricotine, »daß dieser Herr sehr wohl daran gethan hat, uns diesen Wagen zu bringen, denn sonst, glaube ich, hätte man mich in dem Café sitzen lasseu bis heute Abend.«

»Nach Saint-Gervais!« ruft Etienne dem Kutscher zu.

Achtes Capitel.

Das Haus Pothery.

Man denke sich ein großes viereckiges Haus mit einem kleinen Hofe davor, der gänzlich durch einen Perron ausgefüllt wird.

Dieses Haus, welches ein Parterre und zwei Etagen hat, und in welches man mittelst des eben erwähnten ziemlich hohen Perrons gelangt, war nicht ohne Eleganz und konnte für ein ziemlich hübsches Bürgerhaus gelten, als man noch nicht auf den Gedanken gekommen war, Veränderungen, Anbaue und Verschönerungen anzubringen, durch die es sehr häßlich geworden war.

Die Besitzerin dieses Hauses aber, eine kleine fünfzigjährige Frau, sehr heiter, sehr gefällig, sehr neugierig und geschwätzig, wie es nothwendig jede Person sein muß, die aus ihrem Hause ein mehr oder weniger garnirtes Hotel macht, besaß die unglückliche Bauwuth.

Maurer und Kalk betete sie förmlich an, und fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie Arbeitsleute im Hause hatte.

Wenn man aber am Bauen einmal Vergnügen findet, so ist kein Grund vorhanden, daß man nicht fortwährend an seinem Besitzthum etwas zu verändern oder dazu hinzuzufügen finden sollte. Die Architekten und Maurer werden einem niemals sagen, daß man Unrecht daran thue.

Madame Pothery — so hieß diese Dame — hatte aber in Bezug auf das Bauen keine sehr glücklichen Ideen. Ihr Salon, in welchem sie oft ihre Miethbewohner empfing und der ziemlich groß war, schien ihr dennoch nicht umfangreich genug zu sein, um Bälle darin zu geben, was gleichwohl niemals geschah.

In der Voraussicht aber, daß sie eines Tages ein großes Fest geben könnte, welches das ganze Dorf mit Bewunderung erfüllen würde, ließ Madame Pothery ihren im Parterre befindlichen Salon verlängern, indem sie eine Art Pavillon davor bauen ließ, der in den Hof hinein und bis auf die Straße ging.

Man konnte glauben, daß sie auf der entgegengesetzten Seite um der Symmetrie willen einen ähnlichen Pavillon bauen lassen würde, aber dies war keineswegs der Fall. Ein Friseur hatte der guten Frau gesagt, daß er in dem ganzen Orte keinen, wenn auch noch so kleinen Laden finden könnte, um sich darin zu etabliren, und sie beeilte sich, ihm in ihrem Hof eine Art Schuppen bauen zu lassen, aus welchem eine besondere Thür auf die Straße führte.

Dies harmonirte nun durchaus nicht mit dem linksstehenden Pavillon, aber darum kümmerte sich Madame Pothery nicht im mindesten.

Da bald darauf auf dem neuen Pavillon eine Terrasse

angelegt ward, so fand ein Mann, welcher Affen und einen dressirten Bären sehen ließ, daß diese Terrasse, die auf die Hauptstraße des Dorfes ging, ein ganz famoser Ort wäre, um hier seine Thiere zur Schau zu stellen.

Madame Pothery beeilte sich auf der Terrasse eine vergitterte Nische bauen zu lassen, damit der Schausteller seine Thiere darin einschließen könnte.

Als hierauf einer ihrer Miethsleute, der sich mit Astronomie beschäftigte und den ganzen Tag im Freien mit einem Teleskop herumlief, welches er auf alle sich darbietenden Gegenstände ohne Unterschied richtete, Madame Pothery überzeugt hatte, daß ein auf ihrem schon leidlich hohen Hause angebrachtes Belvedere mit Hilfe seines Teleskops ihm gestatten würde, Alles zu sehen, was in dem Mond vorginge, beeilte sich die gute Frau das Belvedere bauen zu lassen.

Wie hätte sie auch dem Wunsche widerstehen können, zu wissen, was im Mond vorgeht?

Dies konnte ja für die Bewohner der Erde ein fortwährender Gegenstand der Unterhaltung sein und Madame Pothery sagte bei sich selbst:

»Wenn da oben etwas in Unordnung geräth, so wird man ganz natürlich bei mir Erkundigung einziehen —« und sie war außer sich vor Freuden, wenn sie eine Neuigkeit herumtragen konnte. Ob diese wahr oder falsch war, darnach fragte sie nicht, dafern es nur eine Neuigkeit war.

Diese Verlängerung eines Theiles des Parterre, dieser häßliche Friseurladen, dieser Affenbehälter, dieses Belvedere, welches der Maurer sinnreicherweise an die Ecke des Daches angebaut hatte — alles dies und eine Menge andere kleine

Flickwerke, deren wir uns nicht mehr genau entsinnen, verliehen dem Besitzthume der Madame Pothery einen so eigenthümlichen Anblick, daß man, wenn man es ansah, sich fragte, ob es ein Theater oder ein Waarenladen, eine Stadt oder ein Bazar sei.

Dennoch aber konnte man über der Thür lesen: »Wohnungen und Zimmer zu vermiethen — möblirt nach Belieben.«

Und in der That meublirte Madame Pothery die Zimmer, wenn es ihre Abmiether wünschten. Ja, sie trieb, um sie zufrieden zu stellen, die Gefälligkeit so weit, daß sie ihren Restaurateur machte. Man konnte bei ihr für so und so viel per Kopf frühstücken und diniren.

Dies war sehr bequem für viele Personen, die nur Sonntags auf's Land kamen und nicht erst selbst kochen wollten. Die Wirthin ließ sich ihre Diners nicht theuer bezahlen und man hatte jene bürgerlichen Gerichte, die in der Regel weit besser sind als die Delicatessen, welche man bei den Dorfspeisewirthen findet.

Diese von Madame Pothery zur Bequemlichkeit ihrer Abmiether allein gestiftete Art Table-d'hôte hatte aber eine Ausdehnung gewonnen, welche die gute Frau nicht vorausgesehen hatte.

Ihre Miethbewohner empfingen nemlich oft Freunde aus Paris. Dann luden sie sie ein, zum Diner da zu bleiben und führten sie zu ihrer Wirthin, zu welcher sie sich begnügten zu sagen:

»Heute noch zwei Couverts mehr für meine Rechnung, Madame Pothery; ich werde zwei Personen zu Tische bei mir haben.«

Die jungen Leute, welche Freunde bei sich empfingen, vor welchen sie sich nicht genirten, sagten zu diesen:

»Bleibet doch zu Tische da, für vierzig Sous die Person — das ist nicht theuer — ein bürgerliches Diner — und Ihr werdet Euch amusiren; es gibt unter diesen Leuten sehr gute Köpfe.«

Man nahm an; Die aber, welche hier dinirten und ihre zwei Francs bezahlten wie an einer Table-d'hôte, genirten sich nicht laut zu sagen:

»Hier speist man aber sehr schlecht! Das ist eine traurige Küche.«

Madame Pothery war dann außerordentlich ärgerlich darüber. Sie bereute erlaubt zu haben, daß man ihr fremde Gäste zuführte, und einige Tage später kündigte sie ihren Miethbewohnern an, daß sie nicht mehr für sie kochen wolle, weil es ihr viel Arbeit und Beschwerde mache und weil sie nicht auf ihre Kosten käme.

Dies war auch die Wahrheit, denn Madame Pothery setzte dabei noch zu. Unter ihren Tischgästen gab es welche, die schlecht bezahlten, und noch andere, die gar nicht bezahlten.

Dennoch aber hatte die Eigenthümerin der Stadt Pothery, nachdem sie ihren neuen Entschluß einige Wochen gehalten, wieder damit begonnen, daß sie sich durch eine Abmietherin, eine alleinstehende Dame, erbitten ließ, weil diese sich nicht mit Gemüseputzen beschäftigen wollte und auszuziehen drohte, wenn man ihr nicht den Mittagstisch gewährte.

Nachdem diese auf's Neue zum häuslichen Tische zugelassen worden, hatte eine andere Miethbewohnerin für sich

dieselbe Gunst in Anspruch genommen, so daß allmälig alle wieder Beköstigung erhielten, die es wünschten.

Im Grunde genommen, war Madame Pothery nicht böse darüber, denn selbst wenn sie Geld hätte zusetzen müssen, war es ihr angenehm, stets Gesellschaft bei sich zu haben und nicht allein oder unter vier Augen mit ihrem Manne diniren zu müssen.

Apropos, es ist ein Mann da und wir haben noch kein Wort davon gesagt.

Der Grund davon liegt darin, daß Herr Pothery zu jenen Leuten gehört, welche sich stets hinter dem Vorhange halten und nicht eher erscheinen, als bis man sie ruft.

Uebrigens ist er ein ganz vortrefflicher Mann, klein, mager, aber heiter von Charakter, macht Gelegenheitsgedichte und ganz besonders Lieder für die Damen, denn Herr Pothery ist ein leidenschaftlicher Bewunderer des schönen Geschlechts.

Daraus macht er übrigens kein Geheimniß, sondern gesteht es selbst in Gegenwart seiner Frau, die ihn dann auf die Wangen klopft und zu ihm sagt: »Man weiß wohl, daß Du ein kleiner Tausendsasa bist, Du brauchst es nicht erst zu sagen, man sieht es Dir an den Augen an.«

Dann lachte Herr Pothery, er war sehr erfreut, leidenschaftliche, verliebte Augen zu haben. Da er aber in Paris ein Amt bei einer Administration bekleidete, so mischte er sich in nichts, was sein Besitzthum in Saint-Gervais betraf. Er schlief nicht einmal hier, sondern hatte sich in Paris ein kleines Zimmer unter dem Vorwand gemiethet, daß es Tage gäbe, wo die Arbeit auf seinem Bureau ihn nöthigte, sich sehr zeitig des Morgens einzufinden und Nach-

mittags nochmals hinzugehen, weshalb es eine zu große Anstrengung für ihn sein würde, zum Schlafen nach Saint-Gervais zu kommen.

Madame Pothery hatte ohne Murren diese Freiheit gestattet, welche ihr Mann sich oft herausnahm, nemlich nicht bei seiner Ehehälfte zu übernachten.

Ehre den Frauen, welche nicht eifersüchtig sind; man sollte ihnen Kränze winden, man braucht sie ihnen ja nicht zu geben.

Die Potherys haben auch Kinder, blos Töchter, aber, da dieselben sämmtlich verheiratet sind und in Paris wohnen, so besuchen sie das Haus in Saint-Gervais nur selten, dafern nicht die Gesundheit der einen von ihnen etwa den Genuß der Landluft nöthig macht. Dann bringt sie einige Tage in dem elterlichen Hause zu, wo es jedoch zuweilen schwierig ist, ein Zimmer frei zu finden, weil Alles von oben bis unten vermiethet ist.

Denn Madame Pothery vermiethet nicht theuer, nicht einmal theuer genug, das sagen ihr ihre Kinder fortwährend.

Das Haus hat auf der Hinterseite einen ziemlich großen Garten. In diesem gibt es Boskets, einen Rasenplatz, eine Schaukel, ein Tonnenspiel, mit einem Wort Alles, was man auf dem Lande finden will, besonders wenn man Kinder hat.

Auch wimmelt es in diesem Hause von Kindern. In diesem Augenblicke gab es deren zweiunddreißig, die vierzehn Abmiethern gehörten, ohne die zu zählen, welche nur Sonntags kamen. Ein einziger Haushalt hatte deren sieben auf seinen Theil. Allerdings war dies eine israelitische Fa-

milie und die Juden zählen ihre Kinder wie ihr Geld. Es ist dies das schönste Lob, welches man dieser Nation nachsagen kann.

Neuntes Capitel.

Die Miethbewohner.

Die Familie Abraham bestand also aus Vater, Mutter und sieben Kindern, von welchen das älteste eilf Jahre zählte. Beeilen wir uns zu sagen, daß zwei Zwillinge darunter waren.

Ferner gab es einen Großvater, Tanten, Cousins und Cousinen, es nahm gar kein Ende. Wenn die Familie beisammen war, so machte dies eine Colonie von wenigstens vierzig Personen.

Aber diese Leute speisten nicht alle bei der Wirthin und dies war ein Glück für sie, denn dann hätte ihr Speisezimmer nicht ausgereicht.

In der Woche war Madame Abraham, eine große, trotz ihrer sieben Kinder noch ziemlich hübsche Brünette, mit ihrer kleinen Familie fast den ganzen Tag allein. Herr Abraham kam erst Abends. Seine Geschäfte nöthigten ihn während des ganzen Tages in Paris zu bleiben, denn wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, daß Herr Abraham Handelsmann war.

Er verkaufte Stoffe, Galanteriewaaren, Uhrketten, Stöcke, Spitzen, Bürsten, Papier, Porzellan, Spielwaaren ꝛc. ꝛc. Ich wüßte nicht zu sagen, was er nicht verkauft hätte. Man hätte von ihm ein Pferd oder einen Ochsen zu

kaufen verlangen können und er würde geantwortet haben: »Ich werde Ihnen einen schaffen.«

Unter den andern Miethbewohnern des Hauses Pothery bemerkte man auch noch Herrn und Madame Tulipet, wohlhabende Rentiers. Madame war Engländerin und hatte alle ihre englischen Manieren bewahrt, obschon sie seit ihrer Verheiratung in Frankreich lebte. Ihr Mann hatte Handschuhe verkauft und war durch diesen Handel reich geworden. Obschon er aber nur Leute aus der feinen Welt zu Kunden hatte, an die er seine Handschuhe sehr theuer verkaufte, so hatte Madame Tulipet doch nicht gewollt, daß die Tochter, welche sie, nachdem sie mehre Jahre verheiratet gewesen, geboren, daheim erzogen würde — in einem Kaufladen, wo sie den dreisten Blicken der Gentlemen ausgesetzt wäre, die sich Handschuhe bei ihr kauften.

Deshalb war Mademoiselle Arabella Tulipet der Obhut einer englischen Erzieherin anvertraut worden, die nur wenig Pensionäre annahm, aber ihnen eine sehr strenge und sehr sorgfältige Erziehung gab.

Mademoiselle Tulipet, die damals fünfzehn Jahre zählte, war noch bei ihrer Erzieherin und besuchte ihre Eltern nur sehr selten in der Wohnung, die sie sich auf dem Lande gemiethet, und zwar eben wegen der außerordentlichen Strenge ihrer Mama, welche fürchtete, daß Arabella in dem Hause Pothery mit allzuleichtfertigen Mädchen zusammenträfe.

Ferner gab es hier einen ehemaligen Militär, einen Bonvivant, aber sehr neugierig, denn da er nichts zu thun hatte, so wollte er wenigstens wissen, was andere Leute machten. Dabei liebte er die Tafel, war ein guter Weinkenner, aß wie vier Mann, sprach viel beim Dessert und mo-

quirte sich fortwährend über seine Nichte, eine große, langsame, phlegmatische Blondine, die immer unwohl war, an den Nerven litt, zusammenfuhr, wenn man eine Thür etwas scharf zumachte, und in Ohnmacht fiel, wenn sie zwei Hunde sich mit einander balgen hörte.

»Der Major Piquevert — so hieß der Onkel — war mit der Küche der Madame Pothery nicht immer zufrieden und sagte oft zu seiner Nichte Eolinde:

»Sapristi, ich wollte, wir speisten lieber bei uns als bei unserer Wirthin. Neulich gab man mir gebratene Tauben zu essen. Ich weiß, wo sie her waren, aber ich fand Spinneweben darin.«

»O lieber Onkel, das ist nicht möglich! Du wirst Dich geirrt haben — eine Spinne konnte wohl zufällig darin sein, aber kein Spinnengewebe.«

»Mit oder ohne Gewebe war die Sache keinesfalls appetitlich — man bringt uns zu oft Fricassée — und welchen Wein — als Essig zum Salat wäre er allenfalls gut.«

»Du bist vielleicht gerade über eine schlechte Flasche gerathen.«

»Dann gerathe ich immer über dergleichen. Madame Pothery ist eine vortreffliche Frau, welche thut was sie kann, aber ihre Köchin ist eine Ignorantin. Ich sage Dir nochmals, ich möchte lieber für mich speisen.«

»Lieber Onkel, Du weißt doch, daß ich nicht kochen kann. Uebrigens bin ich ja auch immer krank und der Kohlengeruch würde mir vollends den Rest geben.«

»So laß doch die Küche durch das Mädchen besorgen.«

»Du weißt ja, daß wir blos eine Aufwärterin haben, die um zwei Uhr wieder fortgeht.«

»Nun dann laß sie bleiben bis um sechs.«

»Das wäre eine Vermehrung der Kosten. Unsere Mittel erlauben uns dies nicht — es ist eine große Ersparniß für uns, bei Madame Pothery speisen zu können.«

»Du meinst, es ist für Dich bequem — Du fürchtest, daß es Dir viele Mühe machen würde, den Tisch zu decken.«

»Du thust nicht wohl daran, daß Du nicht auch hier frühstückst, lieber Onkel.«

»Ich danke schön! — Beim Frühstück entschädige ich mich ja eben. Ich genieße es, wo ich will und esse, was mir gefällt.«

»Und dann nach dem Diner machst Du ja gern deine Partie Domino mit Herrn Pothery.«

»Ja wenn er da ist, aber er kommt ja nicht alle Tage zu seiner Frau zu Tisch. So dumm ist er nicht!«

Zu der Zahl der Miethbewohner gehörten ferner noch einige verwitwete oder verheiratete Damen, deren Männer man aber niemals gesehen oder gekannt; einige alte, mehr oder weniger gebrechliche Witwen, die sich fortwährend ihre Krankheit, die Arzneien, die man ihnen dagegen verordnet, und die Art und Weise der Anwendung derselben erzählten; zwei junge Supernumerär-Beamte, die aus Ersparniß außerhalb der Barriere wohnten und das Ersparte wieder an Stiefelsohlen zusetzten; ein obschon nicht mehr junger, doch sehr pretentiöser Herr, welcher, weil er eine Reise um die Welt gemacht, behauptete, die Astronomie so studirt zu haben, daß er stets das Wetter prophezeien könnte, und der niemals ausging, ohne ein Fernrohr in der Hand zu haben; einige kleine Handwerkerfamilien; einige solide Arbeiterinnen.

Nun hat man einen Begriff von den Miethbewohnern

der Madame Pothery, die aber noch nicht alle ihre Pensionäre waren.

Die originellste Personage war ein gewisser Grandbec. Dieser wohnte nicht bei Madame Pothery, kam aber sehr oft zu Tische hin. Eines Tages hatte er die Tulipets besucht und war mit zur Tafel der Bewohner des Hauses zugelassen worden. Er hatte sich gesagt, daß, da er in Belleville nahe an der Barriere wohnte, aber alle Tage nach dem Dorfe Saint-Gervais ging, weil er dort ein Haus besaß, das er sich selbst gebaut, es ihm bequem und nicht kostspielig sein würde, zuweilen ein fertiges Diner in dem Hause Pothery zu finden.

Nun hatte dieser Herr es sich angelegen sein lassen, sich bei der Wirthin beliebt zu machen, und dies war nicht schwer. Man brauchte zu diesem Zwecke nur mit dieser Dame zu plaudern, zu thun, als ob man ihr mit großem Vergnügen zuhörte, und Fragen an sie zu stellen, wie ungefähr diese:

»Was haben Sie heute zu diniren gehabt?«

Dann sagte Madame Pothery von dem, der diese Frage gethan:

»Das ist wirklich ein geistvoller Mann!«

Herr Grandbec war ein Mann von sechzig Jahren, lang, hager, aber noch kräftig, der ganz allein Dinge ausführte, welche Andere für unmöglich gehalten haben würden.

Herr Grandbec war Geschäftsmann gewesen — er war es noch, wenn sich Gelegenheit dazu darbot. Geld zusammenzuscharren war stets sein einziges und alleiniges Augenmerk gewesen. Deshalb war er geizig im höchsten Grade und gönnte sich nicht das mindeste Vergnügen, dafern es ihm einen Sou kosten sollte.

Grundbesitzer zu werden war der eifrigste Wunsch dieses Herrn Grandbec. Durch Arbeit und Sparsamkeit war es ihm gelungen, einige Metres Terrain auf dem freien Felde in der Nähe des Dorfes Saint-Gervais zu kaufen.

Einen Neuplatz zu haben genügte ihm aber nicht, denn dies brachte nichts ein. Es mußte ein Haus auf diesen Platz gebaut werden, und dazu gehörte Geld, welches unser Freund nicht besaß.

»Warum soll ich aber bauen lassen?« sagte Grandbec eines Tages zu sich selbst. »Warum soll ich Andere arbeiten lassen? Es wird besser sein, wenn ich mir selbst ein Haus baue — freilich, um ein Haus zu bauen, muß man Baumaterialien haben. Man braucht Steine, aber Steine findet man überall. Wenn man im Freien spaziren geht, kann man keinen Schritt thun, ohne deren zu sehen, ohne darüber zu stolpern. Ich werde alle aufheben, die ich sehe. Ich werde mich bemühen, deren zu entdecken, wenn ich keine sehe, und alles dies auf meinen Bauplatz tragen.«

Von diesem Augenblicke an begann Herr Grandbec Steine aufzuheben. Er füllte damit nicht blos seine Taschen, sondern auch einen Korb, den er bei sich trug. Wenn er seine Ladung voll hatte, schüttete er sie auf seinem Bauplatze aus, den er Sorge getragen mit einem Verschlag von alten Brettern zu umgeben, die er ebenfalls hier und da aufgelesen.

Man sieht, daß dieser Herr nichts umkommen ließ.

Der Bauplatz, den Grandbec besaß, befand sich an einer abgelegenen, von Aeckern umgebenen Stelle. Die Bauern bemerkten nicht die eigenthümliche Gewohnheit dieses Herrn, und der Steinhaufen wuchs, ohne daß man darauf achtete.

Nach Verlauf eines Jahres hatte Grandbec einen ziemlich beträchtlichen Vorrath von Steinen und sagte bei sich selbst:

»Fangen wir nun an zu bauen. Sobald ich ein Zimmer fertig habe, vermiethe ich es — das wird mir Geld einbringen.«

Um aber zu bauen, genügt es nicht, daß man Steine hat. Man braucht auch Kalk, um sie mit einander zu verbinden.

Unser Freund versuchte dessen zu finden, indem er sich in der Nähe der Kalköfen herumtrieb, deren es nach Pantin und Romainville zu eine ganze Menge gibt. Als er aber eines Abends, wo er auf seiner Schulter zwei Säcke Kalk, die er in einem Rübenfelde gefunden zu haben vorgab, forttragen wollte, von den Kalkofenarbeitern tüchtig durchgeprügelt worden, entschloß er sich endlich Kalk zu kaufen.

Der Kalk ist nicht theuer. Nach Verlauf einiger Zeit hatte Grandbec ein Parterre gebaut, welches aus zwei Zimmern bestand. Es waren noch keine Thüren und Fenster darin, als er auch schon einen Zettel anheftete, an welchem stand: »Landhaus sofort zu vermiethen.«

Ein Arbeiter erschien, um zu miethen und rief:

»Aber da sind ja keine Thüren da — nicht einmal Fensterrahmen!«

»Liefert alles dies selbst,« sagte Grandbec zu ihm, »und ich lasse Euch sechs Monate umsonst wohnen.«

Der Arbeiter ging darauf ein. Es begann nun einem Hause ähnlich zu werden.

Im nächstfolgenden Jahre hatte Grandbec abermals genug Steine, Nägel und altes Eisenzeug zusammengetra-

gen, um eine Hausflur, eine Art Hof und ein drittes Zimmer hinzuzufügen.

Er wohnte nun nicht mehr in Belleville, sondern logirte in seinem eigenen Hause.

Zwei Jahre später erhob sich eine erste Etage über dem Parterre. Das Haus gewann an Bedeutung und mit vieler Mühe war es Grandbec gelungen, selbst eine Treppe zu machen.

Nun vermiethete er seine erste Etage. Als die Miethleute kamen, um mit ihren Hausgeräthschaften einzuziehen, brach die Treppe unter zwei Personen zusammen, die einen Schrank trugen.

Grandbec behauptete, daran seien die neuen Miethsleute schuld, welche allzuschwere Sachen hätten hinaufschaffen wollen. Er machte einen Prozeß gegen sie anhängig, verlangte Entschädigung und Verzugszinsen und zwang sie, die Treppe auf ihre Kosten neu bauen zu lassen.

Die Leute, welche eine Wohnung in seinem Hause zu miethen kamen, erkundigten sich allemal, ob ein Portier da wäre. Man wollte nur unter der Bedingung einmiethen, daß einer da wäre, weil kein Miethbewohner sich der Mühe aussetzen wollte, einem andern die Thür zu öffnen.

Grandbec antwortete dann allemal:

»Seien Sie unbesorgt, es ist ein Portier da.«

In der That war auch einer da. Aber er selbst war es, der dieses Amt übernommen hatte, denn er würde sich niemals dazu verstanden haben, Jemanden zu bezahlen, um die Thür zu hüten, oder einem Portier freie Wohnung zu geben.

Nach Verlauf von sechs Jahren hatte Grandbec eine

zweite Etage auf sein Haus setzen lassen können, diesmal aber hatte er einige Maurer zur Beihilfe angenommen, weil außerdem es vielleicht mit der zweiten Etage eben so gegangen wäre wie mit der ersten Treppe. Nun hatte sein Besitzthum endlich das Aussehen eines wirklichen Hauses.

In Folge eines glücklichen Zufalls hatte man in dem Dorfe eine neue, sehr hübsche Straße angelegt, die nach dem Walde von Romainville führte, und da Grandbec's Haus nun am Rande dieser neuen Straße stand, so gewann es dadurch bedeutend an Werth und die Wohnungen vermietheten sich sehr leicht.

Er hatte demnach vollauf Grund, sich zu seiner Acquisition Glück zu wünschen, als eine alte Dame, die mit ihrer Magd in einem kleinen Hause zu Belleville in der Rue Saint-Laurent allein wohnte, ihm eine Wohnung gratis in ihrem Hause anbieten ließ, weil sie sich des Nachts fürchtete, denn sie hatte im Nothfalle zu ihrer Vertheidigung Niemanden bei sich als ihre Dienerin.

Das Anerbieten einer kostenfreien Wohnung war durchaus nicht etwas, was Herr Grandbec verschmähen konnte.

Allerdings hatte er eine Wohnung in seinem Hause zu Saint-Gervais, wenn er sie aber nicht selbst benützte, so konnte er sie vermiethen. Es war dies sonach eine Vermehrung seines Einkommens, die er sich nicht entgehen lassen durfte.

Nur ein einziger Umstand hätte ihn in Verlegenheit bringen können. Wie sollte er Portier seines Hauses bleiben, wenn er es nicht bewohnte — während gleichwohl die Miethbewohner gebieterisch Jemand verlangten, der ihnen die Thür öffnete?

Grandbec sagte aber bei sich selbst:

»Ich werde fortfahren mein Portier zu sein und während des Tages mein Haus zu bewohnen. Unter der Treppe befindet sich eine kleine Nische, die mir als Loge dienen wird, und wenn alle meine Miethbewohner zu Hause sind, gehe ich nach Belleville, um bei Madame Duveau in der Rue Saint-Laurent zu übernachten, denn diese Dame fürchtet sich blos des Nachts, und es wird ihr genügen, mich in ihrer Nähe zu wissen, wenn sie schläft.«

Dieser Marsch und Contremarsch ward in der That von Herrn Grandbec ausgeführt, und seit sechs Jahren war er Hausbesitzer und Portier in Saint-Gervais und schlief in Belleville in dem Hause der Madame Duveau. Es gehörte aber bedeutende Stärke der Seele und der Beine dazu, um alle diese Aemter zu bekleiden, denn dieser Herr benützte den Omnibus niemals.

Nach Belleville schlafen gehen konnte er nicht eher, als bis alle seine Miethbewohner in Saint-Gervais zu Hause waren. Wenn daher einer von ihnen in Paris ins Theater ging und erst nach Mitternacht nach Hause kam, so war der Hauswirth-Portier wüthend und sagte zu seinem Abmiether:

»Mein Herr, es ist sehr unanständig, erst nach Mitternacht nach Hause zu kommen.«

Und dieser antwortete:

»Mein Herr, ich bin im Theater gewesen, darin liegt durchaus nichts Unanständiges.«

»Wie kann man ins Theater gehen?«

»Warum nicht, wenn man ein Freund davon ist?«

»Aber ich, mein Herr, ich warte auf Sie, um nach Belleville schlafen gehen zu können.«

»Nun nehmen Sie doch einen Portier an, Herr Grand-

bec, dann brauchen Sie nicht auf uns zu warten — oder geben Sie mir einen Hausschlüssel.«

»Nein, mein Herr, einen Hausschlüssel gebe ich nicht. Der kann verloren gehen und dann könnten sich Diebe bei mir einschleichen.«

»Nun, Sie würde man auf jeden Fall nicht bestehlen. Sie haben ja nur ein Loch unter der Treppe. Fürchten Sie vielleicht, daß man Ihr Haus forttrage?«

»Mein Herr, man kann eiserne Beschläge, Thürklinken u. s. w. stehlen. Ich gebe keinen Schlüssel.«

»Nun dann lassen Sie mich in Ruhe.«

Der Miethbewohner ging schlafen und Herr Grandbec machte sich auf den Weg nach seiner Wohnung in Belleville, indem er bei sich sagte:

»Ha! wenn er nicht pünktlich bezahlte, so würfe ich ihn zur Thür hinaus — aber er bezahlt pünktlich.«

Da nun dieser Herr in der That während des Tages kein angemessenes Domicil hatte, so war es ihm sehr angenehm gewesen, bei Madame Pothery ein fertiges und nicht theures Diner zu finden.

Dennoch speiste er aus Sparsamkeit nicht alle Tage hier, wenn er aber nicht die Absicht hatte, den andern Tag wiederzukommen, so steckte er, wie man behauptete, verstohlenerweise einen Theil seines Mittagsmahles in die Tasche.

Zehntes Kapitel.

Die Wirkung einer Calesche.

Wünscht der Leser zu wissen, woher die Rubencourt und ihre beiden Freunde das Haus Pothery kannten?

Dies ist sehr einfach.

Abricotine hatte eine Zeitlang geglaubt, sie habe eine schwache Brust. Man hatte deshalb eine kleine möblirte Wohnung in der Umgebung von Paris gesucht und das, was man suchte, bei Madame Pothery gefunden.

Demgemäß hatte man einen Sommer in Saint-Gervais verlebt und während dieser Zeit hatten Endymion Dufourré und Etienne ihren Freund Theobald sehr oft besucht und dabei ganz natürlich Bekanntschaft mit seiner Hauswirthin und deren Diners gemacht.

Da Abricotine das nächstfolgende Jahr keine sehr entschiedene Neigung verrieth, wieder aufs Land zu ziehen, so hatte man auch keine Wohnung in Saint-Gervais gemiethet.

Nun war es der schöne Endymion, der bei Madame Pothery ein Absteigequartier genommen. Auf diese Weise hatte man die Beziehungen zu diesem Hause aufrecht erhalten und alle Winter sagte Etienne:

»Nächsten Sommer werde ich mir ein Zimmer in Saint-Gervais miethen.«

Der Sommer aber kam und er miethete nichts. Dafür aber speiste er zuweilen in dem Hause Pothery und suchte Inspirationen für das Drama, welches er schreiben wollte.

Die Calesche, welche in der Hauptgasse des Dorfes vor dem Hause Halt machte, an welchem ein Friseurladen angebaut ist, lockte einen Theil der Miethbewohner an die Thür.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Mann, welcher einen Bären und Affen zeigte, aufgehört hatte, zu den Hausbewohnern zu zählen. Die Nachbarschaft dieser Thiere war den Damen, welche bei Madame Pothery wohnten, sehr mißfällig gewesen und diese hatte sich daher entschlossen, dem Schausteller zu kündigen.

Um jedoch die auf das Quartier der Affen verwendeten Kosten nutzbar zu machen, hatte die Hauswirthin diesen Behälter in ein Taubenhaus verwandelt. Hierin züchtete sie dieses Geflügel mit vielem Erfolg und dies erlaubte ihr an Tagen, wo sich sehr viel Tischgäste einfanden, das was an andern Gerichten fehlte, durch gebratene Tauben zu ersetzen.

Der Herr mit dem Fernrohr beschäftigte sich später damit, einige dieser Tauben abzurichten, um sie als Brieftauben gebrauchen zu können, und versicherte Madame Pothery, daß sie binnen kurzem nach Belgien schreiben und im Vogelfluge eine Antwort bekommen könnten, was aber diese Dame nicht abhielt, den Zöglingen des Astronomen die Köpfe abzureißen.

Eins der Kinder der Familie Abraham hatte geschrien:

»So eben kömmt ein schöner offener Wagen mit einer Menge Personen hieher!«

Da die offenen Wagen in Saint Gervais ziemlich rar sind — es müßten denn Kalkwagen sein — so hatten sich einige Personen dem Perron des Hauses genähert.

Bald aber erhoben andere Kinder den Ruf:

»Der Wagen hält vor dem Hause!«

Und nun erhebt sich Alles in Masse. Alles läuft an die Thür. Einige Personen, die hier keinen Platz mehr finden, stellen sich muthig auf das terrassenförmige Dach des Pavillons. Wir sagen muthig, denn diese Terrasse hatte kein Geländer. Man wollte immer ein hölzernes anbringen lassen, aber es unterblieb, weil man unaufhörlich andere Dinge zu thun hatte.

Madame Pothery ist mit ihren Miethbewohnern herbeigeeilt um zu sehen, wer die feinen Leute sind, die in einem offenen Wagen bei ihr vorgefahren kommen. Herr Lentille — so heißt der Astronom — ist auch da, mit seinem Fernrohr, dessen Ende er auf die Schulter eines kleinen Knaben legt, indem er zu ihm sagt: »Steh still und rühre Dich nicht.«

Sogar der Friseur, der zugleich Barbier ist, verläßt das Kinn, welches er eben im Begriff ist zu verjüngen und eilt mit Seifennapf und Rasirmesser in der Hand nach der Thür seiner Boutique, ohne auf seinen Kunden zu hören, welcher ihm zuruft:

»Herr Courtaud — warum lassen Sie mich hier sitzen? rasiren Sie mich doch vollends! Was geht Sie dieser Wagen an? Die Leute, die darin sitzen, kommen ganz gewiß nicht zu Ihnen. Rasiren Sie mich vollends — zum Teufel — ich will in Pantin diniren und ich werde nun zu spät kommen.«

»Gleich, gleich stehe ich zu Diensten, Herr Thomas, aber hören Sie doch! Es können ja Leute sein, welche sich frisiren zu lassen wünschen, und in diesem Falle würde ich meine Frau rufen.«

»Frisirt Ihre Frau denn?«

»Sie thut ja weiter nichts. Sie hat sehr viel Kunden im Dorfe. Wir haben hier sehr elegante Damen, die sich dreimal täglich frisiren lassen.«

»Dreimal täglich?«

»Ja, mein Herr — vor dem Frühstück, vor dem Diner und nach dem Diner.«

»Macht man ihnen denn jedes Mal eine andere Frisur?«

»Nein, mein Herr — es bleibt allemal dieselbe, das ist eben das Schöne bei der Sache.«

»Ah! das ist ja Herr und Madame Rubencourt, der liebenswürdige Herr Endymion und unser lieber Künstler Etienne Vincent. Ah, das ist schön, daß sie uns besuchen.«

Und Madame Pothery setzt leise zu ihrem hinter ihr stehenden Mann gewendet hinzu:

»Mein Gott, was werde ich anfangen — vier Personen mehr zum Diner und wir sind heute schon zwanzig zu Tische.«

»Nun dann sind wir vierundzwanzig.«

»Ach sieh einmal, Du bist ja recht klug! dann sind wir vierundzwanzig, das weiß ich wohl, aber das Diner wird für so viel Personen nicht ausreichen.«

»Mache noch eine Omelette —«

»Eine Omelette! für Leute, die in einem feinen offenen Wagen hieherkommen — das würde sich nicht schicken.«

»Dann schlachte einige Tauben.«

»Ach mein Gott, ja ich werde zwei mit kleinen Zwiebeln zurichten — das ist profitabler, als wenn man sie bratet. Sage das schnell Lieberosen.«

»Na, die wird wieder brummen! Ich weiß gar nicht, warum Du diese alte Magd behältst, die so schlecht kocht.«

»Nun, Du wirst Dich doch nicht darüber beklagen wollen? Ich behalte Lieberosen, weil ich weiß, was ich ihr bezahle. Ich soll wohl eine feine Köchin miethen? — da würde es mit unsern Thalern bald aus sein.«

»Mit unsern Thalern? mit unsern Thalern? Wenn Du nicht immer bauen ließest —«

»Ach, lieber Pothery, ich bitte Dich, reize mich nich und laß mich meine Gesellschaft empfangen.«

Abricotine und Endymion treten zuerst ein. Theobald streitet sich mit dem Kutscher wegen des Fahrgeldes und Etienne, welcher bemerkt, daß eine seiner Taschen ein Loch hat, sucht sein Geld im Schuh, wohin er hofft, daß es gefallen sei.

»Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns besuchen! Wie schön und frisch sehen Sie aus — und stets so geschmackvoll gekleidet!«

»Guten Tag, Madame Pothery,« antwortet Abricotine, indem sie der Wirthin die Wange zum Kuß bietet. »Ah, da ist auch Herr Lentille mit seinem Fernrohr — und der Major Piquevert — ich sehe aber nicht seine Nichte, Madame Colinde.«

»O, Sie werden sie sogleich sehen! Sie ist auf ihr Zimmer gegangen, um sich ihre Locken frisch zu machen, die ziemlich ausgegangen waren.«

»Ich liebe diese Frau sehr — sie besitzt meine ganze Sympathie.«

»Ja, sie ist in der That in Gesellschaft höchst liebenswürdig. Schade, daß sie fortwährend gähnt, aber wie es scheint, leidet sie an den Nerven. — Ah, Herr Dufourré — wie geschmackvoll er doch immer gekleidet ist! Welch' ein eleganter Mann! — Ich sage oft zu Pothery: Sieh doch Herrn Endymion an — nimm Dir ein Muster an ihm für deine Pantalons, die immer so schlecht sitzen — aber das ist als wenn ich es den vier Wänden sagte. Ah, da ist auch Herr Theobald!«

Während Madame Pothery die Ankommenden empfängt, ist ihr Gatte dem jungen Bildhauer entgegengegangen, den er auf die Schulter klopft, indem er zu ihm sagt:

»Guten Tag, mein Freund Vincent; Du kommst von deinem Dorfe zurück; willst Du — das Uebrige wissen Sie — nicht wahr?«

»Ja, aber mein werther Herr Pothery, können Sie in Ihre Art und Weise mir guten Tag zu sagen, nicht einige Abwechslung bringen? Immer ein und dasselbe Lied wird etwas monoton.«

»Nun sehen Sie, Ihr Name —«

»Ist Herr Grandbec hier?«

»Ja, er ist im Garten.«

»Ich habe ihm noch nicht mein Stück erzählt und glaube, daß er es kennen zu lernen wünscht.«

Während der Künstler einen Zuhörer aufzusuchen beginnt, führt Madame Pothery die Gesellschaft in den Parterresalon. Hier sind viel Miethbewohner beisammen und ein Theil der Familie Abraham steht bewundernd vor einem Piano, welches am Abend vorher angekommen ist. Es ist ein Kauf, den die Wirthin zum Amüsement für die Gesell-

schaft gemacht, denn die meisten ihrer Miethbewohner rühmen sich große Musikfreunde zu sein, ganz besonders eine alte Dame, welche taub ist wie ein Topf und bei dem Anblick des Pianos ausgerufen hat:

»Ach, welch' ein Glück! Ein Piano! Wie angenehm werden wir uns nun die Zeit vertreiben!«

»Um so mehr,« sagt der Major Piquevert, »als sie nicht einmal die Trommel hört, wenn diese unter ihrem Fenster vorbeikommt.«

»Ah, Sie haben ein Piano!« sagt Abricotine; »dann kann man jetzt hier tanzen — es ist das eine vortreffliche Idee!«

»Ja,« sagte Madame Pothery, »ich dachte, es würde meinen Abmiethern angenehm sein. Ich weiß, daß mehre darunter sind, welche spielen können. Herr Endymion spielt auch, glaube ich.«

»Ein wenig — ich accompagnire mich.«

»Es ist ein hübsches Möbel,« sagt ein Mitglied der Familie Abraham, welches bewundernd vor dem Instrument zu stehen scheint.

»Hm! Wenn es nur gut ist.«

»Das muß es sein — es hat mich ja sechzig Francs gekostet.«

»Dann ist es ein guter Kauf —«

»Ich glaube, es ist hinreichend bezahlt,« murmelt Endymion, der einen Griff darauf thut und bei den Tönen, welche sich hören lassen, das Gesicht verzieht.

»Ich glaube, wir werden heute eine Virtuosin hier haben — ich will sagen, eine Person, die auf diesem Instrument Ungewöhnliches leistet — ein großes Talent —«

»Wer ist denn das?«

»Mademoiselle Tulipet.«

»Ah, die ist wohl hier bei ihren Eltern? Ich habe sie noch niemals gesehen, dieses Fräulein. — Ihre Eltern haben sich also wohl entschlossen, sie wieder zu sich zu nehmen?«

»Nein, sie ist noch bei ihrer Erzieherin, einer englischen Dame, bei der sie eine ganz besondere Ausbildung erhält. In Folge eines außerordentlichen Zufalls aber werden die Erzieherin und ihre Zöglingin heute nach Saint-Gervais kommen. Ah, sehen Sie — da sind Herr und Madame Tulipet — nun werden wir gleich erfahren, ob Mademoiselle Arabella angekommen ist.«

Eilftes Capitel.

Englisch-französische Erziehung.

Das Ehepaar Tulipet tritt in den Salon. Es sind zwei große, steife, hagere Gestalten. Madame ist beinahe eben so groß als ihr Gatte, der fünf Fuß zehn Zoll mißt und hält sich immer steif und gerade wie ein Soldat unterm Gewehr.

Das Eigenthümliche an diesem Ehepaare ist, daß der Mann und die Frau große Aehnlichkeit mit einander haben und beide dieselbe Angewohnheit besitzen, welche darin besteht, daß sie von Zeit zu Zeit mit einer krampfhaften Bewegung den einen Mundwinkel in die Höhe ziehen und gleichzeitig den Kopf nach derselben Seite hinwenden. Nur macht der Mann die Kopfbewegung rechts und die Frau links. Sie tragen, wenn sie sich den Arm geben, Sorge, sich immer auf der Seite zu halten, wohin sie nicht mit dem

Kopfe schnellen, weil sie sonst Gefahr laufen würden, jeden Augenblick mit den Köpfen zusammenzustoßen.

»Nun, und das liebe Kind, die reizende Arabella, ist sie nicht bei Ihnen?« sagt Madame Pothery, indem sie dem ehemaligen Handschuhhändler entgegengeht.

»Sie ist noch nicht angekommen,« antwortet Madame Tulipet, indem sie der Gesellschaft eine ernste Verbeugung macht, »aber sie kann nicht lange mehr bleiben. Mistreß Chester hat uns versprochen, um vier Uhr hier zu sein und sie ist die Pünktlichkeit selbst. Es ist noch nicht vier Uhr, nicht wahr nicht, lieber Tulipet?«

»Es fehlen noch zehn Minuten,« antwortet der lange Herr, indem er eine schöne goldene Uhr herauszieht, an welcher eine dicke Kette von demselben Metall hängt.

»Sie werden sich sehr darnach sehnen, Ihre Tochter zu sehen — wie mir scheint, gönnen Sie sich diese Freude sehr selten.«

»Vor allen Dingen muß ihre Erziehung vollendet werden, und Mistreß Chester läßt ihre Zöglinge nur selten ausgehen. Dafür aber kann man auch, wenn man sie zurückbekömmt, sich sagen: Ich habe eine gut erzogene Tochter.«

»Mistreß Chester,« murmelt der Major Piquevert, indem er spöttisch lächelt, »ich habe einmal einen Käse gegessen, der auch so hieß. Er schmeckte mir aber nicht sonderlich — er war beinahe eben so mager wie Madame Tulipet.«

»Unsere Tochter ist auch in einem sehr vortrefflichen Pensionat,« sagt Theobald, »und ich schmeichle mir, daß ihre Ausbildung eine ganz vollständige sein wird.«

»Sie schreibt schon sehr gut,« sagt Abricotine, »und in der Algebra ist sie sehr stark.«

»Wie, Ihre Kleine lernt Algebra?« sagt der Major.

»Ach nein,« entgegnet der Schriftsteller die Achsel zuckend, »meine Frau wollte sagen Arithmetik.«

»Nun, Arithmetik, Algebra und Orthographie, ist denn das nicht alles einerlei?«

Theobald entfernt sich, indem er seiner Frau einen zornigen Blick zuwirft, auf den sie aber nicht achtet.

Herr Tulipet hebt wieder an:

»Unsere Tochter befindet sich nicht in einem eigentlichen Pensionat. Mistreß Chester erzieht blos einige Mädchen ganz privatim. Sie ist eine Frau, welche die Sittenstrenge ein wenig weit treibt. So gibt es in unserer Sprache Wörter, deren Gebrauch sie ihren Zöglingen nicht erlaubt — sie ersetzt sie durch andere.«

»Daran thut sie auch wohl,« sagt Madame Tulipet; »ein junges Mädchen darf nicht sagen, was shocking ist.«

»Das gebe ich zu, Butsy; wenn man aber nicht vorher davon unterrichtet ist, so bringt dies, wie Du selbst gestehen mußt, einige Verwirrung in die Conversation. So bedient sich zum Beispiel unsere Tochter niemals des Wortes Hemd — Madame Chester hat es durch das Wort Necessaire ersetzt.«

»Und sie hat sehr wohl daran gethan.«

»So sagt sie auch nicht Schwanz, sondern Fortsetzung.«

»Das ist auch weit passender, eben so wie sie das Wort Liebe durch Kartoffel ersetzt hat. Statt des Zeitwortes anbeten — eines in dem Munde eines jungen Mädchens sehr ungeziemenden Ausdruckes — bedient sich Mistreß Chester des Zeitwortes schotten.«

»Aber, Madame,« sagt Endymion, »diese letzte Veränderung begreife ich nicht. Ich kann mir nicht erklären,

warum diese Erzieherin ihre Zöglinge sagen läßt: ich schotte Sie, anstatt: ich bete Sie an.«

»Aber dennoch ist es sehr leicht zu begreifen, mein Herr; Mistreß Chester ist nemlich eine Schottin, und sie betet ihr Vaterland an. Daraus erklärt sich, warum sie das Zeitwort ich bete an mit dem Zeitworte ich schotte vertauscht hat.«

Der Major Piquevert hatte sich auf einen Stuhl geworfen und krümmte sich vor Lachen, indem er murmelte:

»Ha! Das ist zu stark — wenn diese Mistreß Chester mit uns dinirt, das wird nicht zum Aushalten sein.«

Die Heiterkeit des Majors scheint Madame Tulipet eine sehr unzeitige zu sein, denn sie nimmt wieder den Arm ihres Gatten und sagt:

»Komm, William, wir wollen unserer Tochter entgegengehen.«

Das lange Ehepaar verläßt den Salon.

»Wie, Herr Tulipet heißt William?« sagt Abricotine. »Ist er denn auch Engländer wie seine Frau?«

»O nein, er heißt Wilhelm, auf englisch heißt das aber William, und seine Frau hat seinen Namen übersetzt.«

»Es ist schade, daß sie nicht auch sein Gesicht übersetzen kann. Mein Gott, wie häßlich sie doch Beide sind! Welch ein unschönes Paar! Und um der Sache die Krone aufzusetzen, haben sie auch beide noch eine unausstehliche Angewohnheit. Ich kann sie nicht ansehen — es wird mir allemal ganz übel.«

»Ich versichere Ihnen, daß man sich daran gewöhnt. Nur bei Tische, wenn ich Herrn oder Madame Tulipet etwas präsentire, und sie schnell den Kopf herumdrehen,

glaube ich immer, sie wollen nichts davon und gebe den Teller weiter.«

»Aber haben Sie denn jetzt keinen neuen Miethbewohner?« sagt der schöne Endymion zu Madame Pothery. »Ein Cousin von Madame Abraham, dem ich vor einigen Tagen in Paris begegnete, erzählte mir von einer sehr schönen, sehr eleganten Dame, welche sich seit kurzer Zeit bei Ihnen eingemiethet hätte.«

»Sehen Sie,« ruft Abricotine mit einem leichten Anflug von Aerger, »eben um diese schöne Dame zu sehen, wünschte Herr Endymion heute in Saint-Gervais zu speisen — sonst würde er uns nicht begleitet haben.«

»Ach, Madame, das ist nicht Ihr Ernst.«

»Ja, ja,« antwortet Madame Pothery, indem sie eine beinahe geheimnißvolle Miene annimmt, um desto mehr Effect zu machen. »O, ich weiß, von wem Sie sprechen wollen — von meiner neuen Abmietherin — einer ganz herrlichen Frau —«

»Ist sie sehr groß?«

»Nein, von gewöhnlichem Wuchse — mehr groß als klein allerdings — aber eine Tournüre —«

»Ist sie sehr elegant?«

»Nein, sie kleidet sich einfach und geschmackvoll, aber Sie wissen — es gibt eine gewisse Manier, sich zu tragen.«

»Hat sie Diamanten?«

»Ich weiß nicht, ob sie welche hat — gesehen aber habe ich noch keine bei ihr.«

»Hat sie einen Mann?« fragt Endymion, indem er einen Blick in einen Spiegel wirft.

»Sie muß wohl einen haben — ich vermuthe, daß sie einen hat, weil sie sich Madame nennen läßt.«

»Aber Sie wissen es nicht gewiß — sie ist also allein hiehergekommen, diese Dame?«

»Ja wohl — mitten in der Nacht — ach, es ist eine förmliche Geschichte — es ist wie in einem Roman.«

»Nun, so erzählen Sie uns doch!«

»Denken Sie sich — vor fünf Tagen — länger ist es nicht — es war vergangenen Dinstag, ich war eben in meine Wohnung zurückgekehrt, alle meine Miethsleute hatten sich schlafen gelegt — es war wenigstens zehn Uhr — ich wollte auch zu Bett gehen, aber ich ging nicht — ich fühlte mich nicht recht wohl — ich hatte bei Tische Schweinebraten mit kleinen Zwiebeln gegessen und das liegt sehr schwer im Magen — ich esse es sehr gern, es schmeckt sehr gut, aber es macht mir beinahe allemal Uebelkeiten — und dennoch esse ich es wieder — Lieberose bereitet es sehr gut zu — essen Sie es auch gern?«

»Ich dachte, Sie wollten uns von jener Dame erzählen.«

»Eben komme ich darauf. Mein Mann war nicht da — er übernachtete in Paris — er thut dies gewöhnlich viermal in der Woche, wie er sagt, um desto früher auf seinem Bureau zu sein, wo die Arbeit sich manchmal sehr dränge — Sie können sich wohl denken, daß ich das nicht glaube, aber ich bin nicht mehr eifersüchtig — es kommen einmal die Jahre, wo man ein Auge zudrücken und mancherlei Dinge hingehen lassen muß — nicht wahr meine liebe Madame Rubencourt?«

»Aber, Madame, ich für meine Person stehe noch nicht in den Jahren, wo ich meinem Mann etwas hingehen lassen müßte,« entgegnet Abricotine ärgerlich, denn sie nimmt

es sehr übel, daß Madame Pothery thut, als glaubte sie mit ihr in einem Alter zu stehen.

Die Wirthin bemerkt diese verdrießliche Miene aber nicht und fährt fort:

»Ich sagte Ihnen also, daß ich mich in Folge dieses verwünschten Schweinebratens unwohl fühlte und ich überlegte eben, ob ich Lieberosen rufen und mir Thee kochen lassen sollte — nicht als ob ich gern Thee tränke, denn in dieser Beziehung taugte ich nicht in die Länder, wo man alle Abende welchen trinkt; aber, werden Sie sagen, man wird ja nicht gezwungen, welchen zu trinken —«

»Sapristi!« murmelt Endymion dem Major ins Ohr, »heute werden wir nicht erfahren, was es eigentlich mit jener Dame war!«

»Ha! ha! so macht sie es immer — mir ist es aber gleichviel — ich höre ohnehin nicht darauf —«

»Nun also,« sagt Abricotine, »Sie tranken Thee und dann —«

»Nein, ich trank keinen — ich wollte mir erst welchen kochen, als das Gerassel eines Wagens sich hören ließ. Mitten in der Nacht und in einem Dorfe überrascht so etwas.«

»Sie sagten ja so eben, es sei erst um zehn Uhr gewesen.«

»Nun, das ist doch immer Nacht. Der Wagen hält vor meiner Thür. Mein Gott, sage ich bei mir selbst, wahrscheinlich ist dies mein Mann — er ist krank, vielleicht verwundet — und hat sich nach Hause fahren lassen, denn wenn die Männer krank sind, dann fühlen sie, daß sie ihre Frauen brauchen. Ich eile in meinem Nachtnegligé hinunter und rufe: Was ist Dir denn begegnet, Pothery? — wo fehlt es Dir, lieber Freund?«

»Anstatt meines Mannes aber sehe ich eine schöne Dame aus dem Wagen steigen. Sie kommt auf mich zu und sagt:

»Madame, ich weiß, daß Sie möblirte Zimmer zu vermiethen haben. Ich wünschte sofort eines zu haben — ich weiß wohl, daß ich ein wenig spät komme, aber ich komme eben von einer Reise, ich habe mir in Paris noch keine Wohnung gemiethet und übrigens möchte ich auch einige Zeit auf dem Lande zubringen.«

»Sie können sich denken, daß ich durch die Forderung dieser Dame nicht wenig überrascht ward. So spät zu kommen und zu verlangen, sich bei mir einzumiethen, dies war ziemlich eigenthümlich. Dennoch aber hatte diese Dame so liebenswürdige und so feine Manieren, daß ich nicht den Muth hatte, sie wieder fortzuschicken. Uebrigens machte mir mein verwünschter Schweinebraten immer noch Ueblichkeiten und ich war im Nachtcamisol und Unterrocke — alles dies versetzte mich in eine grausame Verlegenheit. Ich antwortete daher dieser Dame:

»In diesem Augenblicke habe ich nichts zu vermiethen, als ein kleines Zimmer in der zweiten Etage hinten heraus.«

»Sehr schön! Das paßt mir gerade — ich nehme es!« ruft meine Unbekannte. »Wie viel verlangen Sie, Madame? — ich will Ihnen einen Monat oder ein Vierteljahr, ganz wie Sie wünschen, vorausbezahlen.«

»Es war nicht möglich, eine Person abzuweisen, die sich auf so distinguirte Weise benahm.«

»Wohlan,« antwortete ich, »es kostet monatlich fünfzig Francs, denn es ist möblirt!«

Sofort greift die Dame in die Tasche und nimmt sech-

zig Francs heraus, welche sie mir gibt, indem sie sagt. »Zehn Francs sind für die Dienerin, die ich noch besonders bezahlen werde, wenn sie bei mir die Aufwartung übernehmen will.« Und sofort gibt sie dem Kutscher ein Zeichen und er nimmt einen Koffer, eine Mappe und einen Mantelsack vom Wagen, indem er sagt: »Wo soll ich das alles hintragen?«

»Ich war immer noch im Negligé und fühlte mich durchaus nicht wohl.«

In diesem Augenblicke erscheint eine alte Köchin in sehr schmutzigem Aufzuge und mit einer Schnupftabaksnase an der Thür des Salons und ruft:

»Madame Pothery, Madame Pothery! kommen Sie doch einmal in die Küche — ich kann mit einem Gericht gar nicht recht zu Stande kommen.«

»Ich komme gleich, ich komme gleich, Lieberose,« sagt Madame Pothery, welche die Gesellschaft verläßt und verspricht, sobald als möglich wiederzukommen.

Zwölftes Capitel.

Die Brieftaube.

»Es thut mir leid, daß ich die Fortsetzung nicht gehört habe,« sagt Endymion, als er die Hauswirthin sich entfernen sieht; »diese Erzählung interessirte mich — die Ankunft dieser Dame in der Nacht, das ist sehr originell — es liegt darin etwas Geheimnißvolles, was die Neugier reizt.«

»Ach, mein Gott, wie Sie doch gleich urtheilen, meine Herren! Wenn man nicht handelt wie alle Tage, so setzt

man Ihnen sogleich einen Floh ins Ohr. Was mich jedoch betrifft, so gestehe ich, daß ich keine hohe Meinung von dieser Dame habe, die um eilf Uhr des Nachts in der Umgegend von Paris eine Wohnung sucht. Ich sehe darin eine Frau, die sich flüchtet, die sich verbirgt — die ihrem Manne davongelaufen oder von ihm zur Thür hinausgeworfen worden ist.«

»Ach, schöne Dame — Sie sind sehr streng! — Warum wollen Sie lieber etwas Schlimmes voraussetzen als etwas Gutes?«

»Weil es in der That sehr komisch ist, in dem Augenblicke, wo alle Welt sich schlafen legt, eine Wohnung zu suchen, obendrein in einem Dorfe.«

»Aber wo ist denn Etienne?« sagt Theobald; »der ist verschwunden, seitdem wir hier sind.«

»Ganz gewiß liest er Jemanden sein Stück vor. Da, was sagte ich? Dort läuft er mit seinem Manuscript in der Hand hinter Herrn Grandbec her. Dieser arme Herr Grandbec kommt mir in diesem Augenblicke vor wie Pourceaugnac, der vor den Apothekern flieht.«

Der Hausbesitzer und Portier von Saint-Gervais tritt in diesem Augenblicke in den Salon mit der Hast eines Menschen, der von einem wilden Thiere verfolgt wird, und in seiner Eile, Etienne zu entfliehen, wirft er sich auf den Schooß der alten tauben Dame, die einen lauten Schrei ausstößt und glaubt, es seien Räuber in dem Garten.

Der Künstler kommt mit seinem Manuscript gleich darauf hinterher. Er eilt auf Grandbec zu und sagt zu ihm:

»Aber Sie haben ja noch nicht Alles gehört — ich habe Ihnen noch sechs Tableaux vorzulesen.«

»Entschuldigen Sie, mein werther Herr, ich habe Zahnschmerzen — ich würde Sie in diesem Augenblicke nicht recht verstehen.«

»Die bekommen Sie so plötzlich? Dann werden sie auch bald vorübergehen.«

»Nein, wenn ich sie einmal bekomme, so werde ich sie auch nicht sogleich wieder los.«

Plötzlich kommt Herr Pothery mitten unter die Gesellschaft hineingelaufen und ruft:

»Da ist sie! da ist sie — sie ist so eben angekommen, sie ist reizend, es ist wirklich eine hübsche Person — sie sieht weder ihrem Vater noch ihrer Mutter ähnlich.«

»Wer denn?«

»Mademoiselle Arabella Tulipet, die so eben mit Mistreß Rochefort — doch nein, ich irre mich — mit Mistreß Chester angekommen ist.«

»Rochefort oder Chester, das ist einerlei,« sagt der Major, »beides ist Käse — und werden wir sie denn sehen, diese reizende Demoiselle? Wird man uns mit ihrer Gegenwart beglücken? Ihre schottische Erzieherin wird vielleicht fürchten, daß ihre Schülerin in unserer Gesellschaft verdorben werde. Ich kann mich immer nicht genug wundern, daß ein so sprödes Frauenzimmer aus einem Lande stammen kann, wo die Männer ohne Hosen herumlaufen.«

»Ja — doch sehen Sie — die Familie Tulipet spazirt da unten. Sie wird ihre Tochter in den Salon bringen — Sie können sich denken, daß die Eltern stolz darauf sind, und das ist sehr natürlich — die Erzieherin ist bei ihnen, Mistreß — mein Gott, daß ich mir doch keinen Namen merken kann, Mistreß Limburger, nein, ich glaube, ich irre mich wieder —«

»Aber zu ihrem Vortheile, — denn mir ist dieser letztere Käse der liebste.«

Anstatt der Familie Tulipet tritt aber Herr Lentille in das gemeinschaftliche Zimmer. Wie stets mit seinem Fernrohr bewaffnet, befindet sich der Astronom in einem Zustande heftiger Aufregung. Er wirft sein Instrument auf eine schlechte Bank, welcher man den pomphaften Namen eines Divans gibt, und will sich ebenfalls auf die alte Dame setzen, welche bestimmt zu sein scheint, der Gesellschaft als Bergère zu dienen.

Diesmal aber sieht sie den Herrn kommen, und in dem Augenblicke, wo er sich auf ihre Knie niederlassen will, stößt sie ihn heftig zurück, damit er auf die Bank fallen soll. Er setzt sich aber auf sein Fernrohr, indem er ausruft:

»Ha, welch ein Unglück! Ha, welch ein Verlust! — Und gerade in dem Augenblicke, wo man die Frucht seiner Nachtwachen ernten sollte! Ha, ich habe mich auch noch auf mein Fernrohr gesetzt — welch ein Unglückstag! Madame Belloin, warum stießen sie mich auf dieses Sopha?«

»Wie? Was? — Sie wollten sich auf meine Knie setzen, und dergleichen Vertraulichkeiten gestatte ich nicht.«

»Aber, Herr Lentille,« sagt Theobald, »warum diese Klagen? Was ist Ihnen begegnet?«

»Ach, Herr Rubencourt, ein großes Unglück! Sie wissen doch, daß Madame Pothery Tauben hält?«

»Ja, welche die Affen ersetzt haben — das weiß ich; was ist damit?«

»Sie wissen vielleicht nicht, daß ich diese Tauben unterrichtete, um Brieftauben aus ihnen zu machen nach Art derjenigen, welche von Paris nach Brüssel fliegen, ich sage

nicht, daß sie gerade nach Belgien geflogen sein würden, ganz gewiß aber wären sie irgendwohin geflogen.«

»Das läßt sich allerdings annehmen.«

»Und übrigens weiß man ja nicht, wie weit sie geflogen sein würden. Kurz, unter diesen meinen Schülerinnen befand sich eine, welche schon bedeutende Intelligenz verrieth. Ich hatte sie vorgestern fortgelassen, nachdem ich ihr ein Papier unter die Flügel gebunden und indem ich zu ihr sagte: »Flieg' nach Paris, Boulevard du Temple, zu meiner Schwester, dem türkischen Garten gegenüber und bringe mir ihre Antwort.« Ich hatte ihr die Richtung mit meinem Fernrohr angedeutet und sie flog sofort davon.«

»Und war sie zu Ihrer Schwester auf dem Boulevard du Temple geflogen?«

»Nein — nicht ganz — aber sie war bis Belleville geflogen auf den Marktplatz — wo boshafte Gassenbuben das Papier mit einem andern sehr unanständigen vertauscht hatten. Ich erfuhr dies Alles durch einen mir befreundeten Limonadenverkäufer, der am Marktplatze wohnt, aber dennoch kam die Taube denselben Tag wieder zurück. Dies beweist Ihnen, daß sie ihr Haus kannte, damit war schon sehr viel gewonnen, es war die Hälfte der Arbeit.«

»Und nun?«

»Wohlan, mein Herr, diese erbärmliche Köchin, welche man Lieberose nennt, ohne Zweifel aus Ironie, denn sie sieht eher aus wie ein Kehrwisch, hat meine Schülerin geschlachtet und mit kleinen Zwiebeln zugerichtet!«

»Ah, sapristi! das ist zu beklagen — aber wissen Sie es auch gewiß? eine Taube sieht der andern ähnlich.«

»O nein! — Diese war sehr kenntlich, sie war einäu-

gig und übrigens hatte ich ihr auch ein kleines Bändchen an den Fuß gebunden.«

»Aber Sie hatten wohl der Köchin nichts davon gesagt?«

»Ja wohl, mein Herr, eben deshalb ist sie strafbar.«

»Was sagte sie denn zu ihrer Rechtfertigung?«

»Sie habe zu große Eile gehabt, um nach den Füßen der Tauben zu sehen, die sie genommen. Aber das ist eine elende Ausrede; sie hat es mit Vorsatz gethan, davon bin ich überzeugt. Sie hat einen Groll auf mich, weil sie eines Tages, als ich mein Fernrohr gerichtet hatte, sich davorstellte. Jemand fragte mich: »Was sehen Sie?« — »Einen Schaumlöffel,« antwortete ich. Und in der That gleichen die Wangen der Köchin vollkommen einem Schaumlöffel — das hat sie mir niemals verziehen.«

Der Eintritt der Familie Tulipet und der Mistreß Chester macht den Klagen des Herrn Lentille ein Ende. Alle Welt ist begierig, die junge Arabella zu sehen, die in der That ein hübsches frisches Mädchen ist, deren ein wenig einfältige, aber doch natürliche und anständige Haltung nicht ohne Reize ist, denn eine solche Haltung ist jetzt unter den jungen Mädchen sehr rar.

Mistreß Chester hat große Aehnlichkeit mit einem langen Besen und einem Puppenkopf oben darauf, welchem man ein Kleid angezogen. Ihr Hals, der lang ist wie der eines Storches, ist mit einer Krause à la Henri quatre geschmückt, und da die Damen jetzt keine solchen Halskrausen mehr tragen, so gibt dies der schottischen Erzieherin eine große Aehnlichkeit mit jenen alten Porträts aus der Zeit der Marie Stuart.

Die junge Arabella begrüßt die im Salon versammelten Personen mit zierlichen Menuetreverenzen.

Madame Pothery, die mit den Tulipets zurückgekommen ist, verfehlt nicht auszurufen:

»Da ist sie, dieses schöne Fräulein — wir besitzen sie endlich! Aber wenn sie nur etwas genießen wollte. — Haben Sie Hunger, liebes Kind? — Was haben Sie denn zum Frühstück gegessen?«

Die junge Dame macht eine abermalige Reverenz und sagt:

»Ich danke Ihnen, Madame — ich bedarf nichts.«

Und Mistreß Chester setzt in schulmeisterlichem Tone hinzu:

»Meine Zöglingin genießt nüchtern niemals etwas.«

»Wird man sich denn nicht bald zu Tische setzen?« fragt Herr Grandbec.

»Noch einen Augenblick, mein lieber Herr Grandbec; es ist noch nicht sechs Uhr — Lieberose ist noch nicht fertig.«

»Ja, ja — sie hat etwas Schönes gemacht, Lieberose,« murmelt Herr Lentille.

»Was denn?«

»Meine Brieftaube — Colibri — diesen Namen hatte ich ihr gegeben — hat sie geschlachtet und fricassirt!«

»O nein — glauben Sie doch das nicht! Allerdings hat sie zwei Tauben geschlachtet, aber nicht diese. Wenn Colibri nicht im Taubenschlage ist, so ist er ausgeflogen. Sie wissen ja, daß er sich gern herumtreibt.«

»Möchten Sie die Wahrheit sprechen, Madame! Ich gäbe gleich den letzten Stern darum, den ich entdeckt habe, wenn diese Taube nicht geschlachtet worden wäre.«

»Er fügt sich keinen großen Schaden zu,« murmelt

der Major, »wenn er die Sterne verschenkt, die er entdeckt. Neulich rief er uns Alle zusammen, um uns einen Kometen zu zeigen, den er, wie er sagte, unter der Sonne entdeckt hätte. Wir schauten hin und siehe da — es war ein Papierdrache.«

»Nun, nicht wahr, meine schöne Demoiselle, Sie freuen sich sehr, Ihre lieben Eltern besuchen zu können?« sagt Madame Pothery zu der jungen Arabella, die abermals eine Reverenz macht und antwortet:

»Ja, Madame, ich freue mich sehr.«

»Um so mehr, als Ihnen dieses Vergnügen nicht oft vergönnt ist. Dennoch bin ich überzeugt, daß Sie Ihren Papa und Ihre Mama sehr lieben.«

»O Madame, ich schotte sie!«

Die ganze Gesellschaft muß an sich halten, um nicht zu lachen. Nur der Major kann es nicht, er platzt los und murmelt:

»Sie schottet ihre Eltern — sie behandelt sie wie junge Erbsen —«

»Mein Herr, es soll heißen, sie betet sie an,« sagte Madame Tulipet, indem sie sich mit strenger Miene nach dem alten Militär hinwendet.

»Ja, Madame, ja, ich weiß es wohl — aber nichtsdestoweniger ist es sehr drollig.«

Das junge Mädchen scheint ganz erstaunt zu sein, diesen Herrn lachen zu sehen, als eine junge Dame, eine Cousine von Madame Abraham, in den Salon tritt nnd einen kleinen Knaben von zwei Jahren, einen wahren Cherub, an der Hand führt.

Mademoiselle Arabella läuft sogleich auf den Knaben zu, indem sie ausruft:

»Ach, welch eine kleine Kartoffel — sieh doch, Mama!«

Die Mutter des kleinen Knaben zieht ihren Sohn mit einer ärgerlichen Bewegung zurück, indem sie sagt:

»Wie, Mademoiselle, Sie finden, daß mein Sohn einer Kartoffel ähnlich sieht? Ich muß gestehen, Sie sind sehr schwierig — alle Welt stimmt sonst überein, ihn reizend zu finden.«

»Kartoffel bedeutet Liebe oder Amor, Mädähm, Amor!« sagt nun Mistreß Chester. »Meine Schülerin will Ihnen zu erkennen geben, daß sie Ihr Söhnchen schön findet wie einen Amor.«

»Aber wer kann denn das errathen?« ruft die junge Dame. »Das ist eine Redeweise, die ich nicht kenne. Wo lernt man denn diese Sprache?«

»Bei mir, Mädähm,« antwortet die Erzieherin in schulmeisterlichem Tone. »Ich will nicht, daß meine Zöglinge Worte im Munde führen, welche synonym mit Dingen sind, die sie nicht kennen dürfen.«

»Das ist etwas Anderes, Madame, aber Ihre Schülerin muß dadurch nothwendig in der Gesellschaft häufige Mißverständnisse veranlassen, denn es ist unmöglich, daß man sofort begreift, was sie sagen will.«

»Wenn nur ihre Eltern sie verstehen, Mädähm; das ist die Hauptsache.«

»Ja, meine liebe Mistreß Chester,« beeilt Madame Tulipet sich zu sagen, denn sie bemerkt, daß die Erzieherin ärgerlich darüber ist, daß die Sprache, welche sie ihre Schülerinnen reden läßt, keinen Beifall findet. »Wir verstehen unsere Tochter — und wir billigen die vortreffliche Art und Weise, auf welche sie von Ihnen erzogen worden ist.«

»Ich schmeichle mir, daß Theodorine anders sprechen wird als so,« sagt Abricotine zu Endymion; »ich würde es nicht schön finden, wenn meine Tochter mir sagte, sie schotte mich!«

»Ueberhaupt,« sagt Theobald, »muß man niemals etwas Apartes haben wollen.«

»Ach, mein Papa!« ruft Mademoiselle Arabella, indem sie in den Garten schaut, »sieh doch diesen kleinen Hund — wie er mit der Fortsetzung wedelt.«

»Wieder nicht schlecht!« sagt der Major.

»Wie? Der Hund des Herrn Abraham hat eine Fortsetzung?« murmelt die Mama des kleinen Knaben; »was soll das wieder bedeuten?«

»Sie meint den Schwanz, Mädähm, sie meint den Schwanz!« ruft Mistreß Chester, indem sie ärgerlich ihren Storchhals hin- und herbewegt.

»Diese Metapher kann wahrscheinlich auch noch auf andere Fälle ausgedehnt werden,« sagt Herr Pothery.

»Wahrscheinlich,« sagt der Major. »Wenn ich künftig Billard spiele, so werde ich mir statt eines Queue eine gute Fortsetzung ausbitten, um zu spielen wie eine Kartoffel — ha! ha! ha!«

Das Ehepaar Tulipet, welches wohl sieht, daß man auf Kosten der Tochter lacht, erhebt sich, indem es zu der Erzieherin sagt:

»Wir wollen auf unser Zimmer gehen — ist das nicht auch Ihre Meinung, Mistreß Chester?«

»O yes — es ist ganz meine Meinung. — Arabella, kommen Sie, wir wollen gehen.«

Die junge Dame, welcher es in dem Salon und in der Gesellschaft der Miethbewohner besser gefällt als bei ihren

Eltern, wo sie nur ihre Lehrerin sieht, verzieht schmollend den Mund und antwortet:

»Warum wollen wir denn schon gehen? Ich wollte noch ein wenig im Garten herumlaufen.«

»Nein, Miß — laufen dürfen Sie nicht — das würde Ihnen schaden. Sie sind schon sehr warm. Ich bin überzeugt, daß Ihr Necessaire ganz naß ist.«

Die sämmtlichen Männer schlagen ein lautes Gelächter auf und Madame Tulipet ruft zornig:

»Das bedeutet Hemd, meine Herren, es bedeutet Hemd — verstehen Sie wohl!«

»Wir haben daran nie gezweifelt, Madame,« antwortet Theobald sich verneigend.

Die Familie Tulipet beeilt sich jedoch in Begleitung von Mistreß Chester den Salon zu verlassen, indem sie die arme Arabella, die gern noch länger geblieben wäre, vor sich herstößt.

»Meine Herren, Sie sind sehr boshaft,« sagt Madame Pothery; »wie können Sie diese guten Tulipets so verspotten?«

»Meiner Treu, Madame, wie wäre es möglich, ernsthaft zu bleiben, wenn man das dumme Zeug hört, was diese Schottin ihre Schülerin sagen läßt.«

»Die Eltern müssen sehr albern sein, daß sie so etwas dulden.«

»Die Mutter ist Engländerin und findet alles dies ganz in der Ordnung. Aber gleichviel, Herr Etienne ist besser als Sie Alle, nur er hat dieser armen Arabella nicht ins Gesicht gelacht.«

Der Künstler hatte aber von Allem, was um ihn herum gesprochen ward, kein Wort gehört. Neben der alten tauben

Dame sitzend, erzählte er ihr sein Stück, überzeugt, daß sie es verstehen müsse, und Madame Belloin schüttelte mit der Miene des Beifalls lächelnd den Kopf.

»Was meinen Sie dazu?« fragt endlich Etienne, der nunmehr bei der Entwicklung angelangt ist.

»Es wird sehr gut sein — sehr gut.«

»Hat es Sie interessirt?«

»Es wird sehr gut sein; ich für meine Person nehme aber niemals Champignons dazu, weil giftige darunter sein könnten.«

Die alte Dame hatte geglaubt, der Bildhauer erzähle ihr von einer normännischen Matelotte.

Endlich erscheint Lieberose in dem Salon, indem sie ruft:

»Das Diner ist fertig, man kann sich zu Tische setzen.«

»Ah, bravo! Das ist eine gute Neuigkeit!«

»Das ist ein Glück,« murmelt Herr Grandbec; »ich glaubte, es würde heute gar nicht gegessen.«

»Der Hausbesitzer-Portier hat Eile,« sagt der Major, »weil er seinen Miethbewohnern die Thüre öffnen muß.«

»Und Ihre Nichte, Major Piquevert, diese haben wir ja noch gar nicht gesehen?«

»Es ist wahrscheinlich, daß wir sie im Speisesaale treffen.«

Herr Lentille hat wieder sein Fernrohr zur Hand genommen, um der Gesellschaft zu folgen.

»Behält er denn sein Fernrohr auch bei Tisch?« fragt Theobald.

»Er bedient sich desselben vielleicht, um auf seinen Teller zu sehen, bevor er ißt,« sagt Etienne, »damit er gewiß weiß, was er verschluckt.«

»Nein, meine Herren, nein,« sagt Herr Pothery, »er wird es irgendwohin legen, aber er fürchtet immer, daß man

es ihm ruinire und deshalb trennt er sich so selten als möglich davon.«

»O Colibri,« murmelt der Astronom, indem er der Gesellschaft folgt, »mögest Du nicht mit kleinen Zwiebeln zugerichtet sein!«

Dreizehntes Capitel.

Der schöne Pavillon.

Während der schönen Jahreszeit war das, was man in dem Hotel den Speisesaal nannte, eine umfangreiche Laube, über welcher man eine gestreifte Leinwand befestigt hatte, die ein Zeltdach bildete und im Fall eines plötzlichen Unwetters die Tischgäste gegen den Regen schützte.

Man speiste daher in dem Garten und die Tischtafel bildete ein langes Viereck, auf welchem im Nothfall dreißig Couverts Platz hatten.

Um aus dem Salon in diesen Sommerspeisesaal zu gelangen, mußte man nothwendig den Garten durchschreiten. Die Laube befand sich so ziemlich in der Mitte und vor derselben ein hübscher Rasenplatz, wo seit langer Zeit die Kinder sich hatten herumtummeln dürfen.

Nicht ohne Erstaunen aber erblicken die Rubencourt und Endymion Dufourré jetzt mitten auf diesem Rasenplatz und gerade dem Zelte gegenüber einen kleinen sehr elegant decorirten Pavillon, der nur ein Parterre, aber zwei Thüren und zwei Fenster hat. Dicht davor sind bengalische Rasenbüsche gepflanzt, so daß ihre Zweige sich an die Mauer des Pavillons lehnen und an demselben emporklettern können.

»Ah, das ist ja etwas ganz Neues!« ruft Abricotine; »welch ein niedlicher Pavillon und wie schön er decorirt ist!«

»Wie, kannten Sie ihn denn noch nicht?« sagt Madame Pothery.

»Nein doch! Das letzte Mal, als wir hier waren, stand er noch nicht.«

»Allerdings, es sind beinahe zwei Monate her, als Sie uns das letzte Mal besuchten, und dieser Pavillon ist erst seit sechs Wochen erbaut. Ich habe mich damit dazugehalten.«

»Ja, es ist das auch eine Idee von meiner Frau!« murmelt Herr Pothery seufzend.

»Diese da scheint mir ziemlich glücklich zu sein,« sagt Endymion, »denn ich vermuthe, ihr niedlicher Pavillon ist bestimmt, daß man Kaffee darin trinke — man geht nach Tisch hinein —«

»Nein, Sie haben es nicht getroffen,« sagt Madame Pothery; »zu diesem Zwecke habe ich ihn nicht bauen lassen.«

»Allerdings geht man nach Tische oft hinein,« sagt der Major lachend, »aber nicht, um etwas darin zu genießen.«

»Ah, jetzt weiß ich's,« sagt Theobald, »es ist ein kleines Estaminet — man geht hinein, um zu rauchen.«

»Sie haben es noch nicht getroffen.«

»Ich,« sagte Etienne, »glaube, man geht hinein, um zu arbeiten — es muß darin sehr behaglich sein.«

»Sie sind nahe daran,« sagt der Major.

»Aber,« hebt Abricotine wieder an, »wohnt denn Jemand in diesem kleinen Pavillon — haben Sie ihn bauen lassen, um ein Zimmer mehr zu haben?«

»O nein, es wohnt Niemand darin. Wie, Sie errathen noch nicht, wozu er dient?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Es ist ein Water Closet, wie Madame Tulipet sagt.«

»Ach, mein Gott, wäre es möglich!« ruft Endymion.

»Ich habe nicht verstanden — ich verstehe nicht englisch,« sagt Abricotine.

»Es handelt sich hier nicht um Englisch,« sagt Etienne — »drei Sous — errathen Sie es nun?«

»Wie, dieser schöne Pavillon mit den Rosenbüschen wäre —«

»Ja, schöne Dame — meine Frau hat gefunden, daß die Rosen nicht überflüssig sind.«

»Aber welche Idee, diesen gemeinen Ort mitten in Ihrem Garten bauen zu lassen — vor Jedermanns Augen — und gerade dieser Laube gegenüber, wo man speist? Es kann ja niemand hineingehen, ohne gesehen zu werden?«

»Nun, was thut das?« sagt Madame Pothery, »ist es denn eine schlechte That, die man verübt, wenn man dahineingeht — muß man sich denn deswegen durchaus verstecken?«

»Sie haben gut reden, werthe Dame. Ich bin überzeugt, es ist für viele Leute sehr störend, daß Sie dieses necessario hier angebracht haben — und übrigens, wozu dieses neue derartige Institut? — ich dächte, Sie hätten deren schon genug in Ihrem Hause.«

»Ja, aber sie waren der Küche zu nahe — sie incommodirten Lieberosen.«

»Und nun haben Sie sie vor dem Speisesaale ange-

bracht? Das heißt aus der Charybdis in die Scylla fallen.«

»O, meine Frau hat sehr glückliche Ideen!« murmelt Herr Pothery. »Uebrigens ist die Sache mit Geschmack augelegt. Es gibt darin eine Seite für die Männer und eine für die Frauen — gerade wie in den Bädern.«

Man setzt sich zu Tische. Die Gesellschaft besteht aus den Hauswirthen und dreien ihrer Verwandten, ferner den beiden Supernumerarbeamten, einer Familie mit zwei Kindern, einer verwitweten Dame und ihrem Sohn, dem Major und seiner Nichte, Madame Belloin und einer andern Miethbewohnerin ihres Alters, Herrn Grandbec, Herrn Lentille und der Gesellschaft, welche in der Calesche gekommen ist.

Alles dies bildet ein Ganzes von dreiundzwanzig Personen, und es gibt vierundzwanzig Couverts.

Mademoiselle Colinde, die Nichte des Majors, geht eben im Garten spaziren, als die Gesellschaft denselben betritt, um sich zu Tische zu setzen. Einer der jungen Supernumerarbeamten behauptet, er habe sie hastig aus dem schönen Pavillon herauskommen sehen.

Madame Pothery läßt Endymion Dufouré an ihrer Seite Platz nehmen — es ist das ein Ehrenplatz. Dem jungen Dandy wäre es lieber gewesen, wenn er sich neben eine junge Frau hätte setzen können, und er sagt leise zu der Wirthin:

»Und diese Dame — diese liebenswürdige Dame, welche auf so eigenthümliche Weise in der Nacht ankam, speist sie nicht auch mit uns?«

»Ja wohl — ich erwarte sie. Sie werden neben ihr sitzen, dieses Couvert zu Ihrer Linken ist für sie bestimmt.«

»Ah bravo — sehr gut — das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.«

»Ich weiß schon, daß Sie ein Liebhaber des schönen Geschlechts sind.«

»Das ist wahr, ich will es nicht bestreiten; thue ich vielleicht nicht recht daran?«

»O versteht sich; ich bin weit entfernt, Sie deshalb zu tadeln. Nur die galanten Männer sind liebenswürdig, — sehen Sie einmal meinen Mann an: das ist ein Ungeheuer, aber wenn er anders wäre, so würde ich ihn nicht lieben.«

Herr Lentille hat sein Fernrohr hinter sich gelegt und setzt sich zwischen Madame Belloin und den Major. Madame Rubencourt sitzt zwischen den beiden Supernumerarbeamten, Theobald neben der schmachtenden Colinde, Etienne hat zwei Kinder neben sich.

Endlich haben Alle Platz genommen, aber der Platz zur Linken Endymions ist immer noch leer.

»Weiß Madame Eduard, daß das Diner servirt ist?« fragt Herr Pothery seine Frau.

»Sie muß es wissen, Lieberose hat die Tischglocke geläutet.«

»Glaubst Du, daß sie sie geläutet habe? — Ich habe nichts davon gehört.«

»Ich aber habe sie recht wohl gehört,« sagt Mademoiselle Colinde, »und dennoch war ich in meinem Zimmer.«

»Sie nennt das ihr Zimmer,« sagt leise einer der jungen Supernumerarbeamten, indem er seinen Collegen ansieht; »sie will sagen: ihr Cabinet.«

»Ich will immer die Suppe vorlegen,« sagt die Wir=

thin, indem sie sich nach einer ungeheuer großen Terrine herumwendet.

»Diese Dame heißt also Madame Eduard?« fragt Endymion.

»Ein drolliger Name!« ruft Abricotine; »das riecht auf eine Meile weit nach Mabille.«

Theobald wirft seiner Frau einen Blick zu, welcher bedeutet:

»Wie mir scheint, kommt es nicht Dir zu, von Mabille zu sprechen,« indem er zugleich sagt: »Es ist ein Name wie ein anderer.«

»Ich habe einen Mann gekannt, welcher Hahnrei hieß,« sagt der Major.

»O deren gibt es viele!« entgegnet Abricotine.

Alle Tischgäste haben Suppe bekommen, das heißt die, welchen zuletzt servirt wird, bekommen kaum mehr, als hinreicht den Boden ihres Tellers zu bedecken, aber sie ist schlecht und Jedermann hat genug davon.

»Wie mir scheint, will Madame Eduard keine Suppe,« sagt Madame Pothery, indem sie sich den Rest der Suppe vorlegt, den sie langsam schlürft, indem sie ausruft:

»Sie ist vortrefflich, nicht wahr?«

Da dieser Ausruf mit allgemeinem Schweigen aufgenommen wird, so glaubt Madame Pothery nicht weiter darauf bestehen zu dürfen.

Man gibt Radieschen herum, die so groß sind wie Kohlrüben, und Butter, welche die Bretagne niemals gesehen.

Lieberose bringt ein Gericht Kaninchenfleisch.

»Wie mir scheint,« sagt Herr Pothery, »sollte man

sich erkundigen, ob Madame Eduard weiß, daß man dinirt.«

»Wie,« ruft die Köchin, »habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß diese Dame nicht zu Tische kommen würde?«

»Du hast uns nichts gesagt, Lieberose.«

»Dann habe ich es vergessen. Madame Eduard wird nicht zu Tische kommen. Sie ist unwohl und will auf ihrem Zimmer bleiben.«

»Sapristi, das ist ärgerlich!« ruft Endymion; »ich war doch so neugierig, diese Dame zu sehen.«

»Sie werden sie ein ander Mal sehen.«

»Das wird Ihnen den Appetit rauben,« sagt Abricotine mit spöttischer Miene.

»Nein; aber was man uns von dieser Dame erzählt hat, konnte wohl den Wunsch einflößen, sie kennen zu lernen — bist Du auch meiner Meinung, Theobald?«

»Ja wohl, vollkommen.«

»Mein Gott, meine Herren,« sagt Mademoiselle Eolinde, »ich versichere Ihnen, daß diese Dame, welche seit Dinstag hier wohnt, durchaus nichts Außerordentliches hat. Sie ist ziemlich hübsch, aber ohne deswegen eine Schönheit zu sein; es gibt tausend Frauen, die hübscher sind als sie!«

»Ja,« sagt der Major; »aber es gibt deren zehntausend, die nicht so hübsch sind. Meine Herren, glauben Sie nicht unbedingt, was meine Nichte sagt, sie findet alle Frauen häßlich.«

»Nicht übel! Nun muß ich mir sogar von meinem Onkel Unhöflichkeiten sagen lassen.«

»Bei allem diesen,« sagt Herr Pothery, »bemerke ich

Eines, »nemlich, daß wir keinen Arzt haben und dennoch, wenn diese Dame krank wäre —«

»In meinem Hause wohnt einer,« sagt Herr Grandbec seine Stimme erhebend.

»Hat er Talent?«

»Ob er Talent hat, weiß ich nicht, — ich weiß blos, daß er kurzsichtig ist, denn er trägt eine blaue Brille.«

»Zu einem Arzt, der eine blaue Brille trägt, würde ich kein Vertrauen haben,« sagt Madame Pothery.

»Warum denn nicht?«

»Nun wenn er meine Zunge besichtigte, würde ihm diese ja stets blau erscheinen. Ist das nicht wahr, Herr Lentille?«

Der Astronom betrachtet aber gerade in diesem Augenblick den Himmel und murmelt:

»Es geht etwas Außerordentliches da oben vor, sicherlich wird es binnen Kurzem einen neuen Kometen geben.«

»Einen Kometen?« ruft die alte Dame, welche neben Madame Belloin sitzt. »Ach, mein Gott, Herr Lentille! wäre das vielleicht der, welcher das Ende der Welt herbeiführen soll?«

»Das kann ich Ihnen noch nicht versichern, erst muß ich ihn doch entdecken.«

»Mein Himmel,« ruft der Major, »das Ende der Welt kommt alle Tage, bald für den Einen, bald für den Andern, dazu bedarf es keines Kometen.«

»Ich werde heute Abend mein Belvedere besteigen, meine Damen, und Ihnen dann ganz genaue Auskunft geben.«

»Wovon spricht er?« fragt die alte taube Dame.

»Von einem Kometen, Madame.«

»Ah, das ist etwas sehr Gutes — mit Essig und Oel —«

Mit dem Kaninchen zugleich hat man sogenannte »Eier im Hemd« servirt.

Nachdem der Major davon gekostet, verzieht er das Gesicht und ruft:

»Was ist denn das?«

»Eier im Hemd, Major,« antwortet Madame Pothery; »wünschen Sie noch mehr davon?«

»Nein, durchaus nicht; es thut mir überhaupt leid, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. — Sie nennen das »Eier im Hemd?«

»Ja, Major.«

»Dann machen Sie mir ein andermal das Vergnügen, sie mir ganz nackt zu geben — dann sind sie mir lieber.«

»Ei, ei, Major, was Sie da sagen, ist ziemlich ungenirt ausgedrückt, und wenn Mistreß Chester Sie hörte —«

»Ich möchte wissen,« sagt Theobald, »wodurch sie das Wort Nacktheit ersetzt?«

»Wahrscheinlich durch Adam und Eva,« ruft Abricotine; »denn diese waren, so viel ich weiß, nicht bekleidet.«

»Offen gesprochen,« sagt der Major, »finden Sie nicht, meine Herrschaften, daß diese Schottin ihre Schülerin ganz dumm machen wird?«

»Ich finde,« sagt eine Dame, »daß die Eltern weit dümmer sind, weil sie solche Abgeschmacktheiten dulden.«

»Ich,« sagt Endymion, »finde Mademoiselle Arabella sehr hübsch und artig. Ihre Sprache mißfällt mir nicht — es gibt ihr etwas Originelles, etwas Picantes.«

»Sie sollten auch so reden,« sagt Abricotine; »vielleicht brächten Sie diese Ausdrucksweise in die Mode.«

»Man wird unsere Tochter sehen,« sagt Theobald. »Wir werden Theodorine an einem dieser Sonntage mitbringen, und ich hoffe, daß sie mit Mademoiselle Tulipet in keiner Beziehung Aehnlichkeit hat.«

»Ah, das wird uns großes Vergnügen machen! Ich werde mich sehr freuen, diese liebenswürdige Theodorine kennen zu lernen,« sagt Madame Pothery; »denn alles, was ich von ihr gehört habe, beweist mir, daß sie ein entzückendes Wesen sein muß.«

Die Ankunft des Bratens gibt der Conversation eine andere Richtung. Er ist von sehr mäßigen Dimensionen, liegt aber auf einem langen Präsentirteller, der eigentlich zur Aufnahme eines großen Fisches bestimmt ist, und das Stück Fleisch hat es darauf so bequem, daß die Köchin an jedem Ende ein Häufchen Petersilie angebracht hat, um die Lücken auszufüllen.

»Ah, das ist ein schöner Hecht!« ruft Madame Belloin, die von ihrem Platze aus nur eines der Enden des Präsentirtellers und die Petersilie sieht.

»Es ist keiu Fisch, werthe Madame Belloin,« entgegnen Madame Pothery, indem sie den Braten mit stolzer Miene betrachtet, »es ist ein Rückenstück.«

»Das heißt eine Lende,« sagt der Major.

»Das ist ganz einerlei.«

»O, zum Teufel, nein, Madame, das ist nicht einerlei; mir machen Sie das nicht weiß. Das eine ist ein sehr ausgezeichnetes Stück Fleisch und das beste, was es von Braten gibt, besonders wenn es in Madeira gelegt worden ist. Dies dagegen ist ein sehr bürgerliches Stück, welches ich aber durchaus nicht verachte, dafern es nur weich und gut gebraten ist.«

»Nun, es ist doch Rindfleisch,« sagt Grandbec, indem er den Mund öffnet, als ob er ganz allein den Braten verschlingen wollte.

»Ja, aber Rindfleisch und Rindfleisch ist ein Unterschied.«

»Mein Gott, dieser Major ist doch unerträglich mit seinen Bemerkungen,« murmelt die Hauswirthin, indem sie den Braten vornimmt, um ihn zu tranchiren. »Ich werde ihm aber darnach vorlegen.«

»Wer übrigens gern Petersilie ißt, kann sich ein Gütliches thun,« hebt der alte Militär wieder an. »Zum Teufel! Lieberose ist sehr verschwenderisch damit gewesen — sie hat deren überall angebracht.«

»Es sieht gut aus,« sagt einer der Supernumerarbeamten.

»Ja, das ist wohl möglich, ich aber gebe bei einem Diner nicht sowohl den Blumen, dem Silbergeschirr und was sonst ins Auge fällt, den Vorzug, sondern dem, was man essen kann. Ich entsinne mich, an prachtvoll servirten Tafeln gesessen zu haben, bei welchen ein wahrhaft fürstlicher Luxus herrschte, wo bei jedem Gericht die Teller gewechselt wurden und wo man gleichwohl beinahe verhungerte.«

»Ich will doch nicht hoffen, Major, daß Sie dies uns zum Angehör sagen?« ruft Madame Pothery.

»Durchaus nicht, Madame,« entgegnet der Major. »Ihre Tafel zeigt nicht den mindesten Luxus und es kostet mir im Gegentheil oft große Mühe, einen reinen Teller zu bekommen.«

»O Major, das ist ein wenig zu stark! Bei mir ist

noch Niemanden ein reiner Teller verweigert worden — Sie sind der Erste, der sich beklagt schlecht bedient zu werden.«

»Achten Sie doch nicht auf das, was mein Onkel sagt,« murmelt Mademoiselle Eolinde; »Sie wissen doch, daß er Sie gern neckt.«

Lieberose erscheint mit einem Gemüse, dann mit Tauben-Compot.

Beim Anblick dieser letzten Schüssel rückt Herr Lentille auf seinem Stuhle hin und her, indem er ausruft:

»Ach, mein Gott — da kommen die Tauben — wenn sie darunter wäre — ich zittere —«

»Nein doch — beruhigen Sie sich, Herr Lentille; Ihre Schülerin ist nicht dabei. Nicht wahr, Lieberose, Du hast nicht die Lieblingstaube dieses Herrn geschlachtet, um sie zu fricassiren?«

»Was, die Lieblingstauben? Weiß ich denn, ob dieser Herr Freundinnen unter den Tauben hat? Ich habe die zwei ersten besten genommen.«

»Meine Schülerin hat ein Endchen am linken Fuße — Ihr müßt es bemerkt haben.«

»Ich habe gar nichts bemerkt. Ich dächte doch, man hätte hier ohnehin genug zu thun — am Ende soll man auch noch die Tauben genau besichtigen.«

Die Köchin entfernt sich murrend.

»Welch eine liebenswürdige Zofe!« sagte einer der Supernumerarbeamten lachend.

»Es ist keine Zofe, mein Herr, es ist eine Köchin.«

»Das sieht man.«

»Dennoch ist es zu beklagen, daß Sie Ihrer Abmietherin keinen Arzt schicken können,« sagt Endymion, indem er sich bemüht, das Stück Braten, welches man ihm servirt hat,

zu zerschneiden; denn wenn der Zustand dieser Dame ernst würde —«

»In Pantien gibt es einen Arzt, der zugleich Zahnarzt und Chirurg ist — das ist ja nicht weit.«

»Wahrscheinlich ist er auch Fußarzt,« sagt der Major. »Sapristi! das ist ein Rind, welches sich gut wehrt — es will sich nicht zerschneiden lassen.«

»Pothery, Du würdest vielleicht wohlthun, wenn Du an Madame Eduards Zimmer gingest und Dich nach ihrem Befinden erkundigtest.«

»Das war eben auch meine Absicht — ich eile hin — Du wirst mir meine Portion Rückenstück aufheben —«

»Ja wohl, ja wohl — geh nur.«

»Es sind doch merkwürdige Menschen!« murmelt der Major. »Sie haben sich einmal in den Kopf gesetzt, Rückenstück zu sagen, und der Mann bekräftigt Alles, was seine Frau sagt. Wenn diese zu uns sagte: »Dies ist ein Apfel aus Canada,« so würde er ganz gewiß hinzufügen: »Ich habe ihn erst heute Morgen geholt!« — Ha! du hartnäckiges Rind! Wehre dich, wie du willst — ich zerschneide dich doch!«

Vierzehntes Capitel.

Große Manövres mit einem Regenschirm.

Es dauert nicht lange, so kommt Herr Pothery mit lächelnder Miene wieder zurück und sagt:

»Es war nichts — es geht wieder besser — aber man will nicht diniren — man trinkt Lindenblüthenthee.«

»Ziererei — man kennt das schon,« sagt Abricotine. »Man will sich rar machen — man will heute Abend Effect machen, denn wahrscheinlich wird sie heute Abend im Salon erscheinen, diese schöne Dame?«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich habe ihr indessen das Bedauern zu erkennen gegeben, welches die Gesellschaft über ihr Ausbleiben empfindet.«

»Ich für meine Person empfinde gar kein Bedauern,« hebt die Frau des Schriftstellers wieder an. »Mir liegt durchaus nichts daran, daß sie uns mit ihrer Gegenwart erfreue — sie muß eine große Zierpuppe sein, diese Frau.«

»O nein, durchaus nicht,« sagt die verwitwete Dame, »Madame Eduard ist eine sehr liebenswürdige Frau. Sie spricht nicht viel, aber in dem Wenigen, was sie sagt, liegt etwas — und man begegnet gar so vielen Frauen, welche sprechen, um nichts zu sagen.«

»Wer will Taubencompot?« fragt Madame Pothery. »Es ist vortrefflich. Es ist dies ein Gericht, welches Liebe-

rose sehr gut bereitet, und heute hat sie sich selbst übertroffen. Madame Belloin, darf ich Ihnen davon vorlegen?«

»Aber ich habe ja keinen Hecht bekommen!« antwortet die taube Dame, welche ihr Augenmerk immer noch auf die Petersilie gerichtet hält und durchaus will, daß sie einen Fisch bekränze.

»Herr Lentille, werden Sie Taube essen?«

»Ach, Madame, ich weiß nicht ob ich darf — ich bin immer noch so unruhig. Ich werde davon genießen — doch nein, ich habe nicht den Muth dazu.«

»Wenn man zweifelt, so muß man sich enthalten!« sagt Grandbec, indem er seinen Teller hinreicht.

»Dieser häßliche Herr zweifelt an nichts, denn er ißt von Allem wie vier Mann,« sagt Mademoiselle Colinde zu ihrem Nachbar. »Er muß nicht gefrühstückt haben, weil er so viel essen kann. Wenn er hier dinirt, so ißt er den ganzen Tag nichts weiter.«

»Nun so wollen wir doch sehen, wie diese Tauben schmecken, mit welchen die berühmte Lieberose sich selbst übertroffen hat,« sagt der Major mit spöttischer Miene.

»Sie werden sie ohne Zweifel schlecht finden,« sagt Madame Pokhery, während sie von dem verlangten Gericht vorlegt. »Sie sind gar so schwer zu befriedigen, Major Piquevert.«

»Nein, Madame, ich bin blos gerecht und lasse dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, wo ich ihm auch begegne. Es schmeckt nicht übel — ja, es ist gut zubereitet — aber was zum Teufel finde ich denn hier? — ein Endchen Band — dergleichen esse ich in der Regel nicht — ja wirklich, es ist eine kleine Schleife, die an diesem Fuß festgebunden ist.«

Herr Lentille stößt einen lauten Schrei aus, hüpft auf seinem Stuhle empor und ruft aus:

»Sie war es — man hat Colibri fricassirt — nun ist kein Zweifel mehr — o Unglück — man ziehe doch Schüler!«

»Der Major hatte auch nicht nöthig, es gleich zu sagen,« murmelt Madame Pothery; »er hat es aus purer Schadenfreude gethan.«

»Erlauben Sie, Madame, essen konnte ich dieses Band doch nicht — Ihre Köchin hätte es wenigstens beseitigen sollen.«

»O, mein Herr, man ißt oft Dinge, die noch weit unverdaulicher sind.«

Der Astronom sagt nichts mehr. Er sitzt mit bestürzter Miene da. Nach Verlauf von einigen Minuten erhebt er sich jedoch plötzlich, ergreift sein Fernrohr und verläßt die Tafel.

»Wo geht Herr Lentille denn so schnell hin?« sagt Madame Pothery.

Aller Augen folgen dem Herrn mit dem Fernrohr und man sieht ihn in den von Rosenbüschen umgebenen Pavillon hineingehen. Jeder lächelt nun und der Major murmelt:

»Der Anblick des Taubenfußes wird eine gewisse Wirkung auf ihn geäußert haben.«

»Aber,« sagt Etienne, »warum nimmt er denn sein Fernrohr mit dorthin — entdeckt er denn dort Kometen?«

»Nein, er thut es aus purer Gewohnheit — der arme Herr Lentille — doch, beschäftigen wir uns weiter nicht mit ihm. — Lieberose, trage das Dessert auf.«

Die Köchin ist im Begriff das Dessert aufzutragen, als die Gesellschaft, deren Augen noch nach dem Pavillon gewendet sind, eine große Frau kommen sieht, die man an

ihrem Storchhalse mit leichter Mühe als die Erzieherin Arabella's erkennt.

Diese Dame geht mit raschem Schritt auf den Pavillon zu, als sie, die Augen erhebend, die Gäste erblickt, welche sie betrachten. Sie hört sogar ein indiscretes Gelächter.

Sofort bleibt Mistreß Chester stehen — tritt unentschlossen einen Schritt zurück und verschwindet endlich in derselben Richtung, von welcher sie gekommen.

»Das ist eine Dame, welche die Lage Ihres Pavillons sehr unglücklich macht,« sagt Endymion.

»Es war Mylady von Parmesan,« sagt Pothery.

»Sie wollen sagen Mistreß Chester; — die sittenstrenge Erzieherin wird sich niemals entschließen, vor den Augen Anderer diesen Ort zu betreten.«

»Aber was wird sie denn dann beginnen?« sagt Madame Pothery. »Es gibt ja weiter keinen mehr im Hause. Meine Damen, hier ist das Dessert — ich empfehle Ihnen diesen Käse.«

Die Gesellschaft dachte aber kaum noch an das Dessert. Alle Welt fuhr fort, den schönen Pavillon zu betrachten. Man war neugierig zu wissen, ob Mistreß Chester sich entschließen würde, dahin zurückzukehren.

Endlich nach Verlauf einiger Augenblicke sieht man einen großen Regenschirm auf dem Rasenplatz zum Vorschein kommen, die Person aber, die ihn trägt, bedient sich, anstatt ihn über den Kopf zu halten, seiner wie eines Schildes, um sich den Blicken der unter dem Zeltdache versammelten Tischgäste zu entziehen.

»Wie! Da kommt ja Jemand mit einem Regenschirm!«

sagt Madame Pothery; »was soll das heißen? Es ist ja das schönste Wetter von der Welt.«

»Wie, Sie errathen nicht, was das heißen soll?« sagt der Major lachend. »Ich wollte darauf wetten, daß Mistreß Chester hinter diesem Regenschirm versteckt ist. Sie bedient sich desselben, um in den Pavillon zu gelangen, ohne gesehen zu werden — sie manövrirt sehr geschickt. Sie wird hineinkommen und wir werden nur den Regenschirm sehen.«

»Aber sie irrt sich — sie geht auf die Seite, welche für Herren bestimmt ist!« ruft Madame Pothery.

In diesem Augenblick kommt Herr Lentille plötzlich aus dem Orte heraus, in welchen Mistreß Chester, immer noch durch ihren Regenschirm maskirt, hineingehen will. Ein Zusammenstoß wird unvermeidlich. Der Astronom schlägt mit seinem Fernrohr den Schild der Dame nieder, welche, als sie sich entlarvt sieht, einen lauten Schrei ausstößt und zornig in die noch angelehnte Thür hineinstürzt, indem sie zugleich ihrerseits dem Astronomen einen Stoß versetzt, daß er mit seinem Fernrohr eine Pirouette tanzt.

Ein allgemeines Gelächter unter dem Zeltdache vervollständigt diese Scene, welche die Gäste der Madame Pothery in hohem Grade erheitert.

Fünfzehntes Capitel.

Madame Eduard.

Es ist Mitternacht. Zu dieser Stunde schläft in einem Dorfe Alles, oder es liegt wenigstens Alles im Bett. Die Stille wird nur durch das Gebell der Wachthunde und zuweilen durch den Gesang eines Trunkenbolds unterbrochen, der nach seinem Nachtlager taumelt.

In der Umgebung des Dorfes Saint-Gervais gibt es mehre Steinbrüche und Kalköfen, was natürlich für die Bewohner keine Verlockung ist, in der Nähe ihrer Wohnungen spaziren zu gehen. Ueberhaupt aber geht man auf dem Lande zeitig zu Bett und steht zeitig auf. Um neun Uhr des Abends sind daher alle Kaufläden geschlossen und alle Lichter verloschen.

Dennoch aber schimmerte ein matter Schein an einem Fenster der zweiten Etage des Hotel Pothery. Dieses Fenster war das des von Madame Eduard bewohnten Zimmers.

Eine junge, wohlgewachsene Frau, deren leichte, ungezwungene Haltung zuweilen etwas fast Männliches hatte, ohne daß sie deswegen aufhörte elegant zu sein, stand an diesem Fenster, von welchem man auf die große Gasse des Dorfes hinabsah, und schaute in die Ferne hinaus, wie um die Ankunft Jemandes zu erspähen, und dann horchte sie auf das mindeste Geräusch, welches die Ruhe des Dorfes störte.

Diese junge Frau war hübsch; ihre braunen und gut-gespaltenen Augen waren mit langen Wimpern befranst und von vollkommen schön gezeichneten Brauen überwölbt. Ihre gerade Nase besaß die Regelmäßigkeit der griechischen Vorbilder. Ihr mittelgroßer Mund war gewöhnlich ernst, aber sein Lächeln war reizend. Ihr beinahe immer blasses Gesicht besaß einen Ausdruck von Melancholie, welcher Interesse einflößte.

Mit einem Wort, die ganze Erscheinung dieser Person besaß Grazie, und wenn sie sprach, so drang ihre Stimme sofort zu Herzen, denn man ahnt nicht immer den hohen Reiz, den gewisse Stimmen ausüben — die Gewalt, welche in einem ansprechenden Organ liegt.

Und dennoch gibt es nichts Unangenehmeres und nichts Abstoßenderes als eine gellende, rauhe, harte oder gemeine Stimme. Es gibt Leute, die man schon nach ihrer Stimme beurtheilen kann, und diese täuscht selten.

Die junge Frau hatte so eben nach ihrer Uhr gesehen und schickte sich an das Fenster zu verlassen, weil sie wahrscheinlich die Hoffnung, die Person, welche sie erwartete, kommen zu sehen, aufgab, als sich plötzlich von Weitem Tritte hören ließen. Das Geräusch kam von der Seite des Weges her, welcher in die Straße einmündet, die nach Romainville führt.

Die junge Frau ist stehen geblieben. Sie neigt sich abermals zum Fenster hinaus. Das Geräusch der Schritte kommt näher; man geht sehr schnell und bald kommt man vor dem einzigen Hause der Hauptgasse an, welches noch erleuchtet ist.

Es ist ein Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren, in einer grauen Blouse mit einer kleinen Studentenmütze

auf dem Kopf. Er bleibt vor dem Hause Pothery stehen, schaut in die Höhe und fängt an das Liedchen »Jenny, die Arbeiterin« zu pfeifen.

»Sind Sie es, Sincère?« fragt die junge Frau, indem sie den Kopf hervorstreckt.

»Ja, ja, ich bin es. Ah, ich wußte wohl, daß ich Ihre Wohnung finden würde, obgleich es Nacht ist. Uebrigens hatten Sie mir auch dieselbe sehr deutlich bezeichnet. Kann ich zu Ihnen hinaufkommen, Madame Eduard?«

»Warten Sie, ich werde hinunterkommen; ich werde unten mit Ihnen sprechen — denn ich weiß nicht, ob es klug sein würde, Sie heraufkommen zu lassen.«

Madame Eduard geht, ohne Licht zu nehmen, leise die beiden Treppen hinunter, die in die Hausflur führen, deren Thür auf den Perron geht.

Diese Thür ist nur zugeklinkt. Von dem Perron gelangt man in den kleinen Hof hinunter und der Schlüssel steckt in der großen Thür, welche auf die Straße hinausführt — nichts ist daher leichter, als sie zu öffnen.

»Da bin ich, mein lieber Sincère,« sagte die junge Frau, indem sie ihre Hand dem Knaben reicht, der sie freudig in die seinen drückt; »aber warum kommen Sie so spät? Ich hoffte schon nicht mehr Sie heute zu sehen.«

»O das wäre noch besser — ich sollte nicht kommen, wenn Sie mich erwarten, Sie, Madame Camilla — das heißt Madame Eduard — denn so nennen Sie sich gegenwärtig, nicht wahr?«

»Ja, mein Freund; hier bin ich Madame Eduard. Ach, welche Qual, auf diese Weise genöthigt zu sein, jeden Augenblick meinen Namen zu ändern — zu fliehen, mich verborgen zu halten — als ob ich ein Verbrechen begangen

hätte! — Aber Sie müssen sehr müde sein, Sincère — ich hätte Lust, Sie mit hinaufzunehmen — Sie können bei mir einen Augenblick ausruhen —«

»Ganz wie Sie wollen. Wenn es Sie aber compromittiren könnte, so thun Sie es lieber nicht — ich werde auf diesem Eckstein sehr gut ausruhen.«

»Nein, mein armer Junge; der Weg von Ihnen bis hierher beträgt über eine Stunde — und Sie haben ihn ganz zu Fuße gemacht.«

»Ja, Camilla — Madame wollte ich sagen — aber ich bin ein sehr guter Fußgänger — und übrigens freute ich mich so sehr, Sie besuchen zu können — Sie — die Sie gegen meine arme Großmutter so gut gewesen sind.«

»Und was macht Madame Monclaire?«

»Sie befindet sich so ziemlich wohl, ich danke.«

»Kommen Sie, folgen Sie mir — gehen Sie leise — bemühen Sie sich, kein Geräusch zu machen.«

»Aber Ihre Thüren sind ja hier fast gar nicht verschlossen — das ist sehr unklug!«

»Schweigen Sie, Sincère; sprechen Sie nicht eher, als bis Sie in meinem Zimmer sind — geben Sie mir die Hand — ich will Sie führen — das wird besser sein.«

Camilla, denn dies war der wirkliche Name der Person, welche sich, seitdem sie in Saint-Gervais wohnte, Madame Eduard nennen ließ, hat die Hand des Jünglings ergriffen. Sie geht mit ihm in die Hausflur hinein, läßt ihn ihre beiden Treppen hinaufsteigen und führt ihn endlich in ihr Zimmer, dessen Thür sie verschließt.

Dann läßt sie Sincère Platz nehmen, schenkt ein Glas

Malaga ein, reicht es dem jungen Menschen und sagt zu ihm:

»Trinken Sie, das wird Ihnen wohl thun.«

»O Madame Camilla, Sie sind zu gütig!«

»Ich sage Ihnen, trinken Sie.«

Der junge Sincère trinkt einen Schluck, hält lächelnd inne, trinkt dann sein Glas vollends aus und ruft:

»Ah, das ist guter Wein! — solchen habe ich in meinem Leben noch nicht getrunken.«

Camilla setzt sich Sincère gegenüber und sagt:

»Plaudern wir nun ein wenig. Haben Sie Ihrer Großmutter gesagt, daß Sie mich heut Abend besuchen wollten?«

»Ja, Sie wissen ja, daß ich meiner Großmutter Alles sage — habe ich vielleicht unrecht daran gethan?«

»Nein, mein Freund. Ich werde Ihnen niemals rathen, Geheimnisse vor dieser guten Madame Monclàire zu haben, die Sie so sehr liebt.«

»Mein Himmel, sie hat ja Niemand mehr zu lieben als mich, seitdem mein Vater und meine Mutter umgekommen sind — und zwar auf eine so grausame Weise. Meine Mutter war ihre Tochter, und Großmutter liebte meinen Vater eben so sehr, als wenn er ihr Sohn gewesen wäre.«

»Ja, das weiß ich Alles, deshalb fürchte ich, Madame Montclaire werde ängstlich sein, wenn Sie weiß, daß Sie allein und so spät hierher nach Saint-Gervais gegangen sind.«

»O das weiß sie nicht, ich habe ihr gesagt, daß ich morgen Früh sehr zeitig zu Ihnen gehen wollte, sie ist aber noch immer nicht recht wohl und geht daher sehr zeitig zu Bett. Um zehn Uhr schlief sie, und ich sagte bei mir selbst: »Ich

werde unsre Frau Nachbarin besuchen — ach, leider sind Sie es nicht mehr! In Ihrem Briefe sagten Sie mir, daß ich, wenn ich Sie besuchte, sehr vorsichtig sein und wohl Achtung geben sollte, ob mir Niemand nachschleiche. Ich glaubte daher, wenn ich spät und in der Nacht ginge, so würde man mich weniger sehen, und deshalb komme ich jetzt erst. Morgen Früh werde ich meiner Großmutter allerdings sagen, daß ich bei Ihnen gewesen bin, aber dann kann sie nicht ängstlich darüber werden, weil ich dann ja schon wieder bei ihr bin.«

»Das ist allerdings richtig.«

»Wenn Sie wüßten, wie sehr meine arme alte Großmutter es bedauert, Sie nicht mehr zur Nachbarin zu haben, wie sie sich langweilt, Sie nicht mehr zu sehen. Es war so hübsch, als Sie noch unter uns wohnten, in dem Hause der Rue du Chemin Vert, wo man so ruhig lebt, wo so wenig Verkehr ist. Ach, das Haus kommt mir sehr traurig vor, seitdem Sie nicht mehr darin wohnen.«

»Armer Knabe — ach, auch ich bedaure diese Wohnung, die ich in Ihrer Nähe inne hatte. Ich habe beinahe ein Jahr in diesem Hause verlebt, und diese Zeit ist mir als die glücklichste meines Lebens erschienen.«

»Sie kamen alle Abende zu uns herauf, um meiner Großmutter Gesellschaft zu leisten, denn obschon wir ein paar Dachstübchen im fünften Stocke bewohnten, so kamen Sie doch zu uns herauf — Sie, die Sie eine so schöne Wohnung in der vierten Etage inne hatten.«

»Ei, was thut das, Sincère, ob man höher oder tiefer wohnt, das, was man vor allen Dingen suchen muß, ist die Gesellschaft rechtschaffener Leute. Uebrigens ist es sehr leicht, zu sehen, daß Madame Montclaire nicht immer eine Man-

sarde bewohnt hat. Ihre feinen Manieren, die Kenntnisse, welche sie besitzt — alles verräth in ihr eine Frau von Stand und Bildung.«

»Ja, sie war früher reich, aber Sie wissen ja, auf welche Weise sie beinahe Alles verloren hat — seit dem furchtbaren Ereignisse, welches mich meiner Eltern beraubte. Ich war damals fünf und ein halbes Jahr alt — sie nahm mich zu sich und mit dem Wenigen, was ihr geblieben war, hat sie mich erzogen, ernährt und in die Schule geschickt. Ich wollte, um auch etwas zu verdienen, mich als Schornsteinfeger oder Laufbursche verdingen, aber sie gab es nicht zu. Sie wußte, daß ich ein wenig Talent zum Zeichnen hatte, und brachte mich in das Atelier eines Malers, wo ich mir alle mögliche Mühe gebe, um etwas Tüchtiges zu lernen. Ach, wie glücklich werde ich sein, wenn ich durch meine Arbeit ebenfalls Geld verdienen und die gute Großmutter, der ich Alles verdanke, unterstützen kann — denn was wäre wohl ohne sie aus mir geworden? Als sie vor drei Monaten ernstlich erkrankte, fürchtete ich sehr sie zu verlieren. Ach, ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn Sie nicht da gewesen wären. Aber Sie pflegten meine Großmutter, als ob es die Ihrige gewesen wäre — Sie setzten sich zu ihr an's Bett und verließen sie nicht eher, als bis sie außer Gefahr war. Ich wollte auch bei ihr wachen, schlief aber wider Willen oft ein. Sie dagegen, ich weiß nicht, wie Sie es machten, aber Sie waren immer munter. Ach, Madame Camilla, ich war Ihnen schon vorher gut, aber seitdem Sie meine Großmutter gerettet haben, kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich Sie liebe. Doch ja, ja, ich liebe Sie eben so sehr, wie meine Großmutter Sie liebt.«

Camilla drückt nochmals die Hand des Jünglings, welcher wieder anhebt:

»Aber, wie Schade, daß Sie nicht mehr unsere Nachbarin sind!«

»Dafür kann ich nicht, mein Freund.«

»Werden Sie denn nicht wieder in unser Haus zurückkommen? Ihre Wohnung steht noch leer, obschon der Hauswirth einen Zettel ausgehängt hat.«

»Ich zweifle, daß ich wieder dorthin zurückkehren kann, — wenigstens würde es sehr lange dauern.«

»Es gibt also wohl Jemand, der Ihnen etwas zu Leide thun will und erfahren hat, daß Sie dort wohnten?«

»Ja, ja — es gibt Jemanden, den ich fliehen muß.«

»Aber Sie waren in unserem Hause doch in Sicherheit und wenn man gewagt hätte, Ihnen etwas zu thun, dann würde ich Sie schon vertheidigt haben. Ich bin allerdings noch nicht sechzehn Jahre, aber ich bin stark und fürchte mich vor nichts.«

»Bei Ihnen würde man mir nichts gethan haben, da diese Person aber erfahren hatte, daß ich dort wohnte, so würde sie mir unaufhörlich aufgelauert haben — ich hätte das Haus nicht mehr verlassen können, ohne ihr zu begegnen — sie wäre mir überall nachgeschlichen.«

»Aber das ist ja entsetzlich! Hat man wohl das Recht, einer Dame gegen ihren Willen nachzuschleichen? Ha, wenn ich einmal völlig zum Manne herangewachsen bin, dann thue ich so etwas gewiß nicht. Wie müssen Sie diese Person verabscheuen, welche Sie auf diese Weise quält!«

Camilla seufzt und antwortet:

»Ach nein — ich verabscheue sie nicht.«

»Weil Sie zu gut sind. — Ist es ein Herr?«

»Ja.«

»Ein alter Herr?«

»Nein, es ist ein junger Mann.«

»Ah, es ist ein junger Mann, und warum quält er Sie so?«

»Das wäre eine zu lange Geschichte, um sie Ihnen jetzt zu erzählen, mein Freund; aber sagen Sie mir, haben Sie vielleicht gehört, ob an dem Tage nach dem, wo ich meine Wohnung verließ, oder vielmehr nach der Nacht — denn um nicht gesehen zu werden, verließ ich das Haus Abends und ziemlich spät — Jemand nach mir gefragt hat?«

»Nein, ich glaube nicht. Doch warten Sie einmal. Als ich aus meinem Atelier nach Hause kam, pochte Jemand bei uns an. Ich ging und öffnete. Es war ein junger Mann, sehr fein gekleidet und von vornehmer Miene — vielleicht ein wenig zu ungenirt; aber es war jene Ungenirtheit der Leute, welche gewohnt sind zu befehlen.«

»War er groß, schlank, mit hellbraunem Haar und einem kleinen Schnurbart?«

»Ganz recht! Er fragte uns sehr höflich, ob nicht Mademoiselle Hirschberg in dem Hause wohnte?«

»Mademoiselle Hirschberg! — Ja, das ist er gewesen,« sagte Camilla bei sich selbst, indem sie tief aufseufzte.

»Wir sagten ihm, daß wir keine Person dieses Namens kannten. Er schien uns nicht zu glauben und hob wieder an:

»Aber ich habe sie doch gestern in dieses Haus gehen sehen.«

Großmutter antwortete ihm:

»Mein Herr, man kann in dieses Haus gehen, ohne deswegen darin zu wohnen.«

»Das ist sehr richtig,« antwortete er; »aber da es unten keinen Portier gibt, so sah ich mich genöthigt, hier herauf zu gehen, um mich zu erkundigen.«

Endlich entfernte er sich wieder, aber gleichsam ungern, und wir hörten, wie er auch noch an andern Etagen klingelte, ohne Zweifel, um sich nach dieser Mademoiselle Hirschberg zu erkundigen, die wir dennoch nicht kannten.«

»Mein armer Sincère, diese Demoiselle Hirschberg bin ich — unter diesem Namen kennt mich dieser Herr.«

»Wäre es möglich! Also dieser Herr ist es, der Ihnen auflauert, der Sie überall sucht und welcher Ursache ist, daß Sie das Haus so plötzlich verlassen haben?«

»Ja, er ist es. Als ich an jenem Tage wieder nach Hause kam, war ich ihm begegnet. Er hatte mich erkannt, war mir gefolgt; ich ahnte wohl, daß er schon den nächstfolgenden Tag kommen würde, und dies war der Grund, weshalb ich noch denselben Abend das Haus verließ. Sie sehen, daß ich sehr wohl daran gethan habe.«

»Aber das kann ich mir nicht erklären. Dieser junge Mann sieht sehr fein und gebildet aus — wie kommt es, daß er sich auf diese Weise benimmt und Ihnen lästig zu fallen sucht?«

»Er will mir nicht lästig fallen, aber er will mich sehen und ich mag und darf ihn nicht empfangen.«

»Haben Sie ihm denn dies gesagt?«

»Ja wohl, mehrmals.«

»Und er fährt immer noch fort Sie aufzusuchen? Ach, ich finde ihn jetzt nicht mehr so hübsch, besonders seitdem ich

weiß, daß er die Ursache ist, weshalb Sie uns verlassen haben.«

»Und haben Sie ihn seitdem wieder gesehen?«

»Ich glaube, ich bin ihm zweimal in unserer Straße begegnet. Er war stehen geblieben, er sah in die Höhe — ich achtete nicht sehr darauf.«

»Ach, Sincère, Sie haben wohl daran gethan, so spät zu kommen; man wird Sie nicht gesehen haben.«

»Meine Großmutter hat den Hauswirth mit dem Geld bezahlt, welches Sie zurückgelassen haben. Wir haben alle Ihre Möbel — man kann sich in unserer Wohnung kaum umdrehen.«

»Ach, wie leid thut es mir, Ihnen so viel Störung zu machen!«

»Von Störung kann keine Rede sein — Sie werden Ihre Möbel wiederfinden, sobald Sie es wünschen. Wie gefällt es Ihnen denn hier?«

»Nun, so ziemlich gut. Die Wirthin dieses Hauses ist sehr gefällig; es kommen nur sehr viel Leute hierher — besonders des Sonntags — und heute, wo ich wußte, daß sie mehre Personen aus Paris zu Tisch hatte, stellte ich mich unwohl, um nicht hinunter zu gehen.«

»Aber Sie können doch nicht immer allein in Ihr Zimmer eingeschlossen bleiben — das wäre sehr traurig. Dennoch ist es ein Glück, daß Sie sofort eine Wohnung in diesem Hause gefunden haben — Sie kannten es wohl schon?«

»Nein, durchaus nicht — aber Madame Dubois — eine Freundin Ihrer Großmutter — hat vor zwei Jahren hier gewohnt — Sie hat uns oft von dem Hotel Pothery in Saint-Gervais erzählt, daß ich dieses Haus kannte, ehe

ich es noch gesehen hatte. Haben Sie nun ein wenig ausgeruht, mein kleiner Sincère?«

»Ja, Madame Camilla.«

»Wollen Sie noch ein Glas Malaga trinken?«

»O nein; das würde mich betrunken machen.«

»Nein, es wird Ihnen Kraft geben, wieder diesen langen Weg zu machen — trinken Sie. Wenn ich bedenke, daß es beinahe ein Uhr ist und daß Sie ganz allein diese schlechten Straßen —«

»O, es hat keine Gefahr — ein Knabe in einer Blouse hat von Räubern nichts zu fürchten.«

»Welchen Weg werden Sir nehmen?«

»Denselben, auf welchem ich gekommen bin. Ich gehe ganz gerade die Gasse hinauf, bis ich auf die Landstraße komme, die nach Belleville hinunterführt.«

»Ja, das ist, glaube ich, sicherer, als wenn Sie über Pantin gehen.«

»Wann wünschen Sie, daß ich Sie wieder besuche, meine gute Nachbarin? denn ich hoffe, daß Sie es wieder sein werden.«

»Mein guter Sincère, ich will jetzt nicht mehr, daß Sie so spät kommen, ich fühle, daß es unklug ist. Ich werde die ganze Nacht sehr unruhig sein — schreiben Sie mir morgen, daß Ihnen nichts zugestoßen ist — verstehen Sie?«

»O sehr gern.«

»Wenn dieser Herr Ihnen wieder in den Weg kommen sollte, so thun Sie es mir zu wissen. Wenn Sie aber kommen, so kommen Sie des Morgens in aller Frühe — dies wird besser sein. Aber sehen Sie sich vor, daß man Ihnen nicht nachschleiche.«

»O seien Sie unbesorgt.«

»Sagen Sie Ihrer guten Großmutter, daß ich sie noch liebe, als ob ich ihre Tochter wäre und daß ich sie besuchen werde, sobald ich es ohne Gefahr thun zu können glaube.«

»Sie werden uns also besuchen? Welch ein Glück!«

»Wenn meine Möbels Ihnen im Wege sind, so mag Madame Monclaire sie verkaufen — mir ist es einerlei.«

»O nein, ich versichere Ihnen, daß sie uns durchaus nicht im Wege sind. Im Gegentheil, so lange wir Ihre Möbels noch haben, ist es uns, als wären Sie noch bei uns.«

»Und nun, Sincère, kommen Sie — ich werde Sie hinuntergeleiten.«

»Ich kann ja allein gehen — warum wollen Sie sich bemühen?«

»Ich muß die Straßenthür wieder von innen verschließen.«

Sincère ist aufgestanden.

Man verläßt das Zimmer, man geht schweigend und ohne Licht hinunter. Der junge Mann ist bald auf der Straße. Er drückt Camilla noch einmal die Hand und läuft dann lustig seine Weges, indem er sein Lieblingsliedchen dazu pfeift. Camilla schließt wieder die Straßenthür und geht in ihr Zimmer hinauf, ohne Jemanden zu begegnen und ohne bemerkt zu haben, daß in der ersten Etage eine Thür ein wenig geöffnet stand, als sie mit Sincère hinunterging.

Und diese Thür war die des Major Piquevert.

Sechzehntes Capitel.

Der Major hat geträumt.

Die Gesellschaft, welche wir beim Diner unter ihrem Zeltdach gelassen, nachdem sie zum Dessert den Anblick der sich mit einem Regenschirm in den schönen Pavillon begebenden Mistreß Chester gehabt hat, wollte auch den Anblick ihres Wiederherauskommens genießen.

Obschon man aber das Dessert so lang als möglich ausdehnte, so mußte man dennoch die Tafel verlassen, ohne die Erzieherin wiederzusehen, welche in der Männerseite blockirt war, in die sie aus Versehen hineingerathen.

Madame Pothery hatte sich erhoben, indem sie sagte:

»Meine Herrschaften, es wäre nicht menschenfreundlich von uns, wenn wir länger hier bleiben wollten, denn diese Dame scheint entschlossen zu sein, den Pavillon nicht zu verlassen, so lange wir hier sind.«

»Dies beweist Dir, liebe Frau,« sagte Herr Pothery, »daß Du deine Water-Closets sehr am unrechten Orte angebracht hast, wenn Du sie auch unter Rosen verbirgst.«

Kaum hat Herr Grandbec die Tafel verlassen, so nimmt er seinen Hut, um zu seinem Dienst als Portier seiner Miethsleute zurückzukehren.

»Wie,« ruft ihm Etienne zu, der ihm vollends sein

Drama vorzulesen wünscht, »wie steht's mit dem Kaffeh, Wollen Sie keinen trinken?«

»Ich trinke niemals welchen,« antwortet Herr Grandbec.

»Um so weniger als er besonders bezahlt werden muß,« sagt der Major.

»Aber lieber Onkel,« sagt Mademoiselle Colinde, »wie kannst Du für das wenige Geld, welches wir für das Diner bezahlen, verlangen, daß man uns auch noch Kaffeh gebe?«

»Ich sage nicht, daß ich das verlange. Im Gegentheil, es ist mir so lieber, weil ich mit Pothery Domino darum spiele und allmal gewinne.«

Der schöne Endymion schmeichelte sich, die neue Miethbewohnerin im Laufe des Nachmittags im Salon zu sehen, aber seine Hoffnung ward getäuscht. Madame Eduard kam nicht zum Vorschein.

Dies machte ihn verdrießlich und die Frau des Schriftstellers auch.

Anstatt der Person, die man so neugierig war kennen zu lernen, sieht man endlich die Familie Tulipet eintreten, die sehr besorgt ist um Mistreß Chester, welche man, seitdem sie mit einem Regenschirm fortgegangen ist, nicht hat wiederkommen sehen.

Madame Pothery beruhigt ihre Miethsleute, indem sie ihnen sagt, sie wisse wo die Erzieherin sei, und man hat viel Mühe, Herrn Tulipet abzuhalten, diese Dame aufzusuchen.

Herr Lentille hat sich mit seinem Fernrohr auf sein Zimmer zurückgezogen. Der Verlust seiner Brieftaube erlaubt ihm nicht, sich in irgend welche Conversation zu mischen.

Es dauert nicht lange, so nehmen die Leute aus Paris Abschied. Sie nehmen den Wagen, der auf dem Platze des Dorfes hält und über Pantin zurückkehrt. Mistreß Chester, die sich endlich entschlossen hat den schönen Pavillon zu verlassen, entfernt sich mit ihrer Zöglingin Arabella ebenfalls.

Es dauert nicht lange, so ist jeder Miethbewohner in sein Zimmer zurückgekehrt und Madame Pothery thut dasselbe, indem sie zu ihrem Manne sagt:

»Ich hoffe, daß ich heute meinen Gästen ein ganz vortreffliches Diner gegeben habe.«

»Ja, aber es ist sehr schade, daß die schöne Miethbewohnerin nicht heruntergekommen ist.«

»Wenn diese Dame die Gesellschaft einmal nicht liebt, so können wir sie natürlich nicht zwingen zu kommen, wenn wir ein Couvert von vierundzwanzig Personen haben — es sah prächtig aus.«

»Hast Du bemerkt, daß Herr Grandbec von dem Dessert Mehres in die Tasche steckte?«

»Nein, aber ich werde darauf Acht geben. Er ißt wie vier Mann und will auch noch einstecken! Das ist zu stark — ich werde ihm meinen Tisch kündigen.«

»Das sagst Du wohl, aber Du wirst es nicht thun.«

»Weil Herr Grandbec sich sehr gut auf's Bauen versteht. Er ist so gut wie ein Maurermeister und hat auch die Arbeiten bei Erbauung meines neuen Rosenpavillons geleitet.«

»Wenn er Dir auch den Rath gegeben hat, diesen Pavillon dorthin zu bauen, so werde ich ihm kein Compliment deswegen machen.«

An dem Tage, welcher auf diesen Montag folgt, ist der Major ziemlich frühzeitig aufgestanden. Er spazirt eine Cigarre rauchend im Garten herum und sieht noch verschmitzter und ironischer aus als gewöhnlich.

Sobald er den Hausherrn erblickt, ruft er ihn und sagt:

»Heda, Pothery! Wo rennen Sie denn so schnell hin?«

»Parbleu, Herr Major, ich gehe auf mein Bureau. Ich fürchte sogar, daß ich zu spät kommen werde — wenn ich hier übernachte, so komme ich allemal zu spät. Ich glaube, meine Frau versteckt mir absichtlich die Beinkleider, damit ich nicht aufstehen kann.«

»Das ist von Seiten Ihrer Frau ein sehr geschickter Streich — wenn Sie aber nicht so pressirt wären, so würde ich Ihnen etwas sehr Interessantes erzählen.«

»Sie werden mir es erzählen wenn ich wiederkomme.«

»O, dann wird es aber nicht mehr den Reiz der Neuheit haben.«

»Auf Wiedersehen, lieber Major!«

»Es handelt sich um Madame Eduard, Ihre schöne Abmietherin.«

Als Pothery den Namen der Madame Eduard nennen hört, bleibt er stehen und kommt dann zurück.

»Wie — Sie wüßten etwas in Bezug auf diese liebenswürdige Person? — denn mögen alle diese Damen sagen, was sie wollen, so bleibe ich dabei, sie liebenswürdig zu finden — ist das nicht auch Ihre Meinung, Herr Major?«

»Ja wohl, versteht sich — sie ist eine sehr schöne Frau.«

»Und Sie haben sie schon diesen Morgen gesehen?« sollte sie so zeitig ausgegangen sein?«

»Nein, heute Morgen habe ich sie nicht gesehen, wohl aber in der vergangeuen Nacht.«

»In der vergangenen Nacht! — Sie habeu Madame Eduard diese Nacht gesehen?«

»Wenn ich sage gesehen, so ist dies eine bloße Redensart — ich habe sie nemlich blos gehört, denn da sie kein Licht bei sich hatte, als sie an mir vorbeikam, so konnte ich sie nicht sehen.«

Sie ist ohne Licht an Ihnen vorbeigegangen? Das verstehe ich nicht recht.«

»Hören Sie zu. Gestern um Mitternacht, ich schlief noch nicht, lag ich in meinem Bett und las. Ich lese sehr gern. Ich schlief also noch nicht, als ich auf einmal auf der Straße pfeifen hörte.«

»Das waren Diebe.«

»Lassen Sie mich doch ausreden, — bald darauf höre ich reden, als ob Jemand zu einem Fenster des Hauses heraus mit Jemanden draußen spräche. Ich horche — ich höre die Treppe herunterkommen und bald darauf geht man wieder hinauf und obschon man ganz leise ging, so unterschied ich doch mehre Tritte. Ich stehe auf, ich horche an meiner Thür. Die Tritte machen oben Halt und ich höre ganz deutlich, daß man bei Madame Eduard eintritt, welche, wie Sie wissen, über mir wohnt. Dies reizt meine Neugier.«

»Meiner Treu, dazu war auch Grund vorhanden. Ich sage bei mir selbst: diese Dame empfängt sehr spät Besuch. Ich muß wissen, ob man lange bei ihr bleiben oder ob man die ganze Nacht bei ihr zubringen wird. Ich fahre in meinen Schlafrock, ich öffne meine Thür ein wenig — aus

Vorsicht hatte ich mein Licht ausgelöscht — und dann sitze ich Schildwache, indem ich bei mir sage: »Warten wir die Ereignisse ab.« So verging beinahe eine halbe Stunde. Die Zeit ward mir lang, aber ich wich nicht von meinem Posten. Endlich höre ich, daß die Thür von Madame Eduards Zimmer sich abermals öffnet. Ich meinerseits öffne meine Ohren. Man ging ohne Licht, und mit Vorsicht, was mich aber nicht abhielt, diese Dame sagen zu hören: »Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund, gehen Sie leise.« — Und eine Männerstimme antwortet —«

»Eine Männerstimme?«

»Lassen Sie mich doch ausreden! Eine Männerstimme antwortet: »Es thut mir leid, daß Sie sich so bemühen!« Es mußte ein sehr junger Mann sein, denn seine Stimme war sehr sanft und weich. Kurz, man ging hinunter — an der Straßenthür sprachen die Beiden noch ein paar Worte miteinander — ich glaubte sogar das Geräusch eines Kusses zu vernehmen —«

»Eines Kusses — zu so ungehöriger Stunde —«

»O, die Stunde thut bei dergleichen Dingen nichts. Uebrigens will ich den Kuß nicht behaupten — es konnte auch sein, daß es ein Niesen war. Endlich ward die Straßenthür wieder geschlossen. Madame Eduard ging allein wieder hinauf in ihr Zimmer und ich legte mich wieder zu Bett. Dies, mein lieber Herr Pothery, ist diese Nacht in Ihrem Hotel vorgegangen — was sagen Sie dazu?«

»Sie sehen, daß ich ganz starr und steif bin — diese Dame sieht aus — ich will nicht sagen streng — aber als ob sie nicht geneigt wäre, sich zu dergleicheu Dingen herzugeben.«

»Ja, der Schein trügt.«

»Und sie empfängt des Nachts einen Mann — einen jungen Mann —«

»Was dies betrifft, so kann ich es behaupten.«

»Warum empfängt sie ihn nicht am Tage? Dies wäre weniger verbrecherisch.«

»Wahrscheinlich will sie nicht wissen lassen, daß sie einen jungen Mann bei sich empfängt — sie hat ihre Gründe, um es zu verbergen.«

»Ich sage nochmals, daß ich ganz außer mir bin. Es thut mir leid, daß ich auf mein Bureau muß. Ich hätte heute Morgen das Gesicht dieser Dame sehen mögen.«

»Parbleu! sie wird ganz dasselbe Gesicht haben wie gewöhnlich. Wenn Sie wünschen, daß ich dieses Abenteuer geheim halte —«

»Das wäre allerdings das Gerathenste.«

»Ich werde blos mit Madame Pothery davon sprechen.«

»Dann wird es aber gerade so sein, als ob Sie es dem ganzen Hause erzählten. Auf Wiedersehen, Major. — O, die Frauen! Ich studire sie nun schon seit fünfzig Jahren, bin aber noch nicht weiter als am ersten Tage.«

»Ich für meine Person habe sie niemals studirt. Es ist schade um die Zeit. Sie kommen mir vor wie jene Hieroglyphen, welche alle Gelehrte erklären wollen, von welchen aber Niemand etwas versteht.«

Herr Pothery ist fort. Der Major spazirt noch im Garten herum und wartet, bis die Hauswirthin zum Vorschein kommt.

Sobald als Madame Pothery sich zeigt, verfehlt er nicht, ihr zu erzählen, was er so eben ihrem Manne gesagt hat.

Madame Pothery ruft »O!« und »Ah!« so laut, daß das ganze Haus davon erwachen könnte, dann sagt sie zu dem Major:

»Ich bitte Sie, sagen Sie Niemanden weiter etwas davon.«

Dies sagte sie wahrscheinlich, um sich das Vergnügen zu reserviren, die Geschichte selbst zuerst erzählen zu können, denn zwei Stunden später war das ganze Haus bis auf Lieberose davon unterrichtet.

Die neue Miethbewohnerin frühstückte auf ihrem Zimmer. Man trug ihr Kaffee oder Chocolade hinauf.

An diesem Tage nimmt die Magd, indem sie das Frühstück hinaufträgt, eine hämische Miene an. Sie bemüht sich Beziehung in ihre Worte zu legen und sagt zu der jungen Dame:

»Haben Sie gut geschlafen, Madame?«

»Sehr gut — ich danke.«

»Haben Sie keine bösen Träume gehabt?«

»Ich träume niemals.«

»Ist Ihr Schlaf nicht durch Geräusch auf der Straße oder im Hause gestört worden?«

»Ich habe nichts gehört.«

»Wenn aber auch Sie nichts gehört haben, Madame, so haben vielleicht andere Leute etwas gehört und sind dadurch im Schlafe gestört worden — das ist sehr ärgerlich.«

Camilla, welche über alle diese Fragen ungeduldig zu werden beginnt, und die beinahe impertinente Miene der Magd wohl bemerkt, antwortet ihr in sehr trockenem Tone:

»Am ärgerlichsten sind mir neugierige Menschen, die

nach Allem fragen. Setzt das Frühstück her und verlaßt mich dann.«

Hiergegen ließ sich nichts einwenden. Mademoiselle Lieberose entschließt sich zu gehorchen und sich zu entfernen, obschon sie ganz leise murmelt:

»Man sehe doch, was für einen Ton jetzt diese Personen annehmen — diese galanten Damen, wie man sie jetzt nennt, und die man früher ganz anders nannte — denn ich bin fest überzeugt, daß diese eine ist. Madame will mir niemals glauben — sie wird noch ihr ganzes Haus in schlechten Ruf bringen.«

Nach ihrem Frühstück ist Camilla hinuntergegangen, um ein wenig im Garten zu promeniren. Sie trifft hier mehre Damen, welche sich eifrig mit einander unterhalten. Madame Pothery declamirt mitten unter der Gruppe. Sie geht von einer der Damen zur andern und begleitet ihre Worte mit einer Pantomime, welche den Werth dessen, was sie sagt, bedeutend erhöhen soll.

Als man Madame Eduard erblickt, tritt plötzliches Schweigen ein und alle Welt zeigt eine ernste Miene. Madame Belloie aber hat Camilla unglücklicherweise nicht kommen sehen und ruft in diesem Augenblick zu Madame Pothery gewendet:

»Nun und — was machte denn Madame Eduard? Ich habe nicht recht verstanden —«

Die Hauswirthin wünscht in ihrem Herzen die alte taube Dame zu allen Teufeln, beeilt sich aber zu antworten:

»Sie irren sich, Madame Belloie, ich sprach nicht von Madame Eduard, sondern von Herrn Lentille, welcher den Schweif eines Kometen entdeckt zu haben glaubt.«

*

Dann beeilt sie sich ihrer neuen Miethbewohnerin entgegenzugehen und sagt, indem sie ihre freundlichste Miene annimmt:

»Guten Morgen, Madame; wie befinden Sie sich heute Morgen? Sie kamen gestern nicht zum Diner — Sie waren unwohl, nicht wahr?«

»Ja, Madame, aber es ist vorüber — ich danke Ihnen.«

»Eine gute Nacht reicht oft hin, um uns wieder auf die Füße zu helfen,« sagt Mademoiselle Colinde, indem sie ironisch den Mund zusammenkneift.

»Ja,« setzt Madame Abraham hinzu, »es gibt Nächte, welche — es gibt Nächte, wo —«

Da diese Dame kein passendes Ende für ihre angefangene Rede zu finden weiß, so gibt sie einem ihrer Kinder einen Klapps und ruft:

»Wisch Dir doch die Nase, Isaak — hast Du dein Tuch vielleicht schon verloren?«

»Nein, Mama.«

»Nun, was willst Du denn damit machen, wenn Du Dich nicht damit schneuzest?«

»Es thut mir,« hebt Madame Pothery wieder an, »um so mehr leid, daß Sie gestern nicht mit uns gespeist haben, als wir eine vortreffliche und in jeder Beziehung vollkommene Mahlzeit hatten — nicht wahr, meine Damen?«

Niemand antwortet und Madame Pothery fährt fort:

»Ja, es war Alles vollkommen. Lieberose hatte sich selbst übertroffen — der Rinderbraten war ganz vorzüglich.«

»Ich für meine Person bin nicht so glücklich wie Madame Eduard,« hebt Mademoiselle Colinde wieder an; »ich

habe gar nicht gut geschlafen. Erstens hörte ich auf der Straße pfeifen — dies erschreckte mich — ich glaubte, es wäre ein Diebssignal.«

»Und es war wohl blos ein Signal für Liebesleute,« sagt die verwitwete Dame.

»Ganz richtig, für Liebesleute, welche sich in der Nacht ein Rendezvous gaben.«

»Gerade wie die Katzen,« sagte der Major, welcher sich in diesem Augenblick der Gesellschaft anschließt.

»Sie sagen, es hätte diese Nacht geregnet? fragte Madame Belloie.

»Nein, Madame, es hat nicht geregnet, es war im Gegentheil sehr schönes Wetter — das Wetter war sehr günstig für Leute, welche Lust hatten, auf der Gasse frische Luft zu schöpfen.«

Madame Pothery, welche fürchtet, daß der Major zu weit gehe, beeilt sich, wieder das Wort zu nehmen.

»Ich hatte ganz besonders Taubencompot — o, es war um alle zehn Finger darnach zu lecken!«

»Ja wohl, mit seidenen Bändchen! Der arme Herr Lentille, es hat ihn krank gemacht, er hat sich genöthigt gesehen —«

»Ich bitte Dich, lieber Onkel, komme nicht wieder darauf zurück — es ist dies weit weniger interessant als das, was diese Nacht passirt ist. Hörten Sie das Pfeifen nicht auch, Madame?«

Diese Frage war direct an Camilla gerichtet welche mit sehr gleichgitiger Miene antwortet:

»Nein, ich habe nichts gehört.«

»Ah, das ist sonderbar, und dennoch war es gerade unter Ihren Fenstern.«

»Sie würden dies weniger sonderbar finden, Madame, wenn Sie wüßten, daß ich niemals Vergnügen darin finde, auf das zu horchen, was auf der Straße geschieht oder was bei meinen Nachbarn gesprochen wird. Es ist nicht meine Gewohnheit, die Angelegenheiten anderer Leute erfahren zu wollen, es ist dies eine Beschäftigung, die ich den Portiers und solchen Personen, die ihnen gleichen wollen, überlasse.«

Mit diesen Worten entfernt sich die junge Dame. Alle Welt sieht ihr verblüfft nach. Selbst der Major murmelt, als Camilla sich entfernt:

»Die steckt den Mund nicht in die Tasche, wie es scheint.«

»Sie hat sehr gut geantwortet,« hebt Madame Pothery wieder an, »denn in der That, mein lieber Major, Sie haben uns Dinge erzählt, die nicht sehr glaubhaft sind. Ich wenigstens habe diese Nacht nicht pfeifen hören.«

»Pardieu! Sie schlafen ja im hinteren Theile des Hauses.«

»Was mich aber durchaus nicht abhält, des Morgens die Milchfrau zu hören.«

»Das glaube ich wohl, denn die Milchfrau blöckt wie ihr Esel.«

»Ferner habe ich diese Dame jetzt ganz genau beobachtet, sie ist nicht einen einzigen Augenblick lang verlegen geworden, sie hat alles, was man ihr sagte, gerade so angehört, als ob es sie nichts anginge.«

»Das ist wahr,« sagt Madame Abraham, »denn sie streichelte während dieser ganzen Zeit meinen kleinen Salomon.«

»Was beweist dies?« entgegnet der Major.

»Es beweist, daß Sie Alles, was Sie uns von Madame Eduard erzählt, wahrscheinlich geträumt haben.«

»Geträumt? — Na, das ist nicht übel — also im Traum bin ich aufgestanden und habe meinen Schlafrock angezogen?«

»Es gibt Nachtwandler, die noch ganz andere Dinge thun.«

»Aber ich bin in meinem Leben kein Nachtwandler gewesen, Madame.«

»Man ist es zuweilen, ohne es zu ahnen.«

»Und die halbe Stunde, die ich an meiner halbgeöffneten Thür Schildwacht gesessen?«

»Ganz recht — Sie werden an Ihrer Thür eingeschlafen sein.«

»Wie Sie wollen, Madame, aber ich lache dazu. Ich weiß bestimmt, daß ich das, was ich Ihnen gesagt, nicht geträumt habe, und nun will ich frühstücken gehen.«

Der Major verläßt die Gesellschaft.

»Mein Onkel hat ganz gewiß nicht geträumt,« sagte Mademoiselle Eolinde.

»Aber Mademoiselle, Ihr Zimmer befindet sich neben dem seinigen, haben Sie denn das Pfeifen auch gehört?«

»Ich glaube.«

»Sie glauben, weil Ihr Onkel uns diese Geschichte erzählt hat. Und Sie, meine Damen, haben Sie in dieser Nacht auch pfeifen gehört?«

Die sämmtlichen Damen schütteln verneinend die

Köpfe und Madame Pothery hebt mit triumphirender Miene wieder an:

»Sie sehen wohl, daß der Major dies alles geträumt hat.«

Siebzehntes Capitel.

Meister Harzmann.

In dem Faubourg Saint-Martin gab es ein Haus, dessen Eingang schmal und schmutzig war. Wenn man bis an das Ende dieses Ganges gekommen war, so bemerkte man ein wenig Tageslicht und sah sich in einer Art Hof, der etwa zehn Quadratfuß Flächenraum hatte. Im Hintergrunde dieses Hofes sah man zu seiner Ueberraschung den Laden eines Weinhändlers. Ich glaube, man wäre niemals auf den Gedanken gekommen, hier einen Restaurateur zu suchen. Wahrscheinlich verkaufte er nur an Stammgäste.

Dennoch hatte er die Anmaßung gehabt, in diesem entsetzlich kleinen Hofe zwei runde Tische mit Strohsesseln aufzustellen, so wie man deren vor den Cafés und Limonadeläden stehen sieht.

Wer waren denn die Leute, die auf eigenen Antrieb sich in diesem abscheulichen kleinen Hofe am Ende eines schmutzigen Ganges niedersetzten, um zu trinken?

In Paris sieht man aber einmal sehr seltsame Häuser, und man muß das Innere derselben sehen, um daran zu glauben. Sie haben keine Luft, kein Tageslicht. Dank dem Himmel, hat man deren schon eine große Anzahl ver-

schwinden gemacht, und wir wollen hoffen, daß man diese Cloaken endlich alle beseitigen werde.

Wir lieben die Alterthümer, wenn sie schön sind, wenn sie das Gepräge der Kunst tragen, den Styl, welcher das Genie, das Talent des Architekten beweist; aber wir sehen nicht ein, welchen Respect man vor abscheulichen Bauwerken haben kann, welche Widerwillen und Ekel einflößen.

Mercier war unserer Meinung. In seinem »Gemälde von Paris« sagte er schon:

»Der Seinefluß ist nicht mehr längs der ganzen Mitte der Stadt durch die häßlichen Häuser bedeckt, die man auf seinen Brücken erbaut hatte. Diese Häuser sind gefallen und fallen noch in dem Augenblick, wo ich schreibe. Mit vielem Vergnügen sehe ich die seltsamen Trümmer, welche bei ihrer Demolirung zum Vorschein kommen! Wenn für das Auge nichts abscheulicher ist als jene verfaulten Balken, jener Kalk und jener gelbe Mörtel, welcher diese Rattennester zusammenhält, so befriedigen sie wenigstens dadurch, daß sie fallen, die Wünsche der guten Bürger und die meinigen, denn ich habe meinen Ruf gegen diese Spelunken erhoben, und die Feder hat endlich den Hammer bestimmt, denn er hat sich allerwärts gegen die Barbarei erhoben. Ah, war es nicht die höchste Zeit, der Stadt sowohl ihr richtiges Ansehen, als auch die gesunde Luft zurückzugeben, indem man jene erbärmlichen Gebäude beseitigte, welche die ganze Hauptstadt schändeten!

»Kommt herbei, Ihr Fremden — genießt den Anblick, den wir Euch bereitet haben. Die Stadt hat seit fünfundzwanzig Jahren ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Wir haben den Westgothen den Krieg erklärt — wir wer-

den sie auch noch weiter verfolgen, und versprechen Euch, in einem halben Jahrhundert eine Stadt, welche ganz Europa bewundern wird.«

Dies schrieb Mercier im Jahre 1788. Wenn er noch lebte, so würde er seine Hoffnung verwirklicht sehen.

Kehren wir jetzt in unser Haus im Faubourg Saint-Martin zurück.

Wenn man in diese Art Hof gekommen, und dies nicht geschehen war, um zu dem Weinhändler zu gehen, so fand man rechts eine Treppe mit einem hölzernen Geländer. Anfangs mußte man ein wenig tappen, um die Stufen zu finden, denn von dieser Seite fiel nur wenig Tageslicht herein. Hatte man aber einmal die erste Treppe erstiegen, so ward es ein wenig heller und immer heller, je höher man kam.

Von dem Fenster des Vorplatzes aus, welches in den schmalen Hof ging, bemerkte man dann eine kleine Brücke mit einem eisernen Geländer, welche, über dem leeren Raum angebracht, den man absichtlich in einem Theile des gegenüberstehenden Mauerwerks gelassen, um ein wenig Licht von dem Hofe des Nachbarhauses zu erlangen, zur Verbindung des Hintergebäudes mit dem Vordergebäude diente.

Jedes Stockwerk hatte auf diese Weise seine kleine Brücke. Sie befanden sich alle eine über der andern und es gab deren sechs. Man denke sich, welch einen eigenthümlichen Anblick dies gewähren mußte, wenn man an einem Fenster des gegenüber befindlichen Vorplatzes stand.

Und dennoch war es dieses häßliche Haus, in welchem Meister Harzmann und seine Familie wohnten.

Dieser Harzmann war ein Ciseleur von großem Ta-

lent, was ihm den Meistertitel verschaffte, den seine Schüler und selbst ein Theil seiner Collegen ihm zu geben beliebten.

Dieser Mann, welcher damals zweiundvierzig Jahre zählte, war groß, stark gebaut, und seine breiten Schultern und rüstigen Glieder verriethen den deutschen Typus, denn der Ciseleur war in Frankfurt geboren.

Sein blondes Haar, seine blauen Augen, sein weißer hier und da mit röthlichen Flecken gemischter Teint trugen ebenfalls den Charakter eines Bewohners des Nordens.

In seiner Jugend war Harzmann ein hübscher Junge gewesen, später war er ein schöner Mann geblieben und besonders ein Mann von auffallender Körperkraft.

Der Ciseleur hatte, wie man sagte, eine sehr ausschweifende, sehr stürmische Jugend verlebt. Er hatte lebhafte Leidenschaften. Unter seinem kalten, ruhigen Aeußern verbarg er unersättliche Wünsche und eine Vergnügungssucht, die zu Allem fähig war, um sich zu befriedigen.

Allen Ausschweifungen ergeben fand er in seinem Talent keine Hilfsquelle, welche ausreichend gewesen wäre, ihm die Mittel zur Bezahlung seiner Orgien zu verschaffen.

Auf diese Weise hatte er beinahe sein dreißigstes Jahr erreicht und noch nichts weiter zusammengebracht als Schulden und Gläubiger.

Zu dieser Zeit aber hatte Meister Harzmann sich in die Tochter eines reichen Bijouteriehändlers verliebt, der sie ihm aber natürlich nicht zur Frau geben wollte, weil sein Ruf als lockerer Patron eben so fest stand als der, den er sich durch sein Talent erworben.

That die Liebe ein Wunder? Gelang es Harzmann, sich zu bessern?

Man mußte dies vermuthen, denn nach Verlauf von einigen Monaten bewilligte man ihm die Hand des jungen Mädchens, welches er liebte. Einige Leute behaupteten auch, der Ciseleur habe eine große Erbschaft gethan, die ihn in den Stand gesetzt habe, seine Schulden zu bezahlen und selbst eine vortheilhafte Partie zu sein.

Was viele Leute ferner in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß Harzmann von seiner Verheiratung an eben so solid und ordentlich ward, als er vorher liederlich und verschwenderisch gewesen war.

Aber dies blieb nicht ohne Einfluß auf sein Temperament, denn mit seinem Leichtsinn war auch zugleich seine Heiterkeit verschwunden.

Kaum war nach seiner Verheiratung ein Jahr verflossen, und mit dem Honigmonat oder vielmehr dem Honigjahre war die befriedigte und vielleicht erloschene Liebe einer düstern Stimmung gewichen, die oft in Schwermuth und Niedergeschlagenheit ausartete.

Es dauerte nicht lange, so schien Harzmann, der in einem der lebhaftesten Stadttheile von Paris einen sehr schönen Kaufladen eröffnet, es zu bereuen, einen Ort gewählt zu haben, wo gleichwohl sein Geschäft den besten Fortgang hatte. Man drängte sich zu ihm, Alles was aus seinen Händen hervorging, ward schön gefunden; die Käufer waren zahlreich und zahlten für die Arbeiten des geschickten Ciseleurs fast stets, was er dafür verlangte.

Weit entfernt aber, daß dieser gedeihliche Zustand Meister Harzmann seine frühere gute Laune wiedergegeben

hätte, ward jedesmal, wo die Thür seines Kaufladens sich öffnete, um einen neuen Käufer einzulassen, seine Stirn düsterer, seine dichten Augenbraunen runzelten sich, seine Augen hefteten sich auf den Boden und ein Zustand von Befangenheit und Unwohlsein schien sich seiner zu bemächtigen, bis der Neueintretende ihm den Zweck seines Kommens genannt hatte.

»Der Ciseleur ist eifersüchtig auf seine Frau,« sagten einige Leute, welche Zeuge der Veränderung waren, die in dem Innern des neuen Haushalts vorging.

Da Helene, Harzmann's Frau, sehr schön war, so konnte man dieser Voraussetzung auch Glauben schenken.

Dennoch aber gab Helene ihrem Gatten keinen Grund zu Eifersucht. Sie war eine strenge Schönheit, eine stets kalte, zurückhaltende Frau, deren Blicke, weit entfernt, galante Männer anzulocken, ihnen vielmehr zu sagen schienen, daß sie sich ihr gegenüber nicht jene leichtfertigen Redensarten erlauben dürften, welche die Männer das Recht zu haben glauben, an eine hübsche Verkäuferin zu richten.

Trotz dessen verließ Harzmann sehr bald seinen Kaufladen, um ein Magazin zu miethen, welches sich in der ersten Etage eines neugebauten Hauses befand.

Hier war die Lage vielleicht weniger gut, dennoch aber folgte die Masse der Kauflustigen dem Ciseleur auch hierher, und sein Magazin empfing fast eben so viel Käufer, als sein Kaufladen zu ebener Erde gehabt hatte.

Das Geschäft des Ciseleurs hob sich immer mehr, aber seine Gemüthsstimmung ward immer verschlossener und mürrischer.

Seine Frau hatte ihm einen Sohn geschenkt. Die

Geburt dieses Kindes hatte eine Zeitlang die frühere Heiterkeit seines Vaters wieder zu erwecken geschienen, aber bald war er wieder in jene Art Spleen zurückversunken, welche ihn zu unterminiren schien, und selbst wenn er seinen Sohn liebkoste, schien es, als ob ein furchtbarer düsterer Gedanke ihn abhielt, sich des Glückes zu freuen, Vater zu sein.

Man bemerkte bald, daß Madame Harzmann, ohne gerade eben so niedergeschlagen zu sein wie ihr Gatte, allmälig ihre schöne Farbe und jene Frische verlor, welche ihre Schönheit erhöhte.

Ihr Gesicht ward bleich, ihre Augen sanken ein und eine außerordetlniche Magerkeit trat an die Stelle ihrer anmuthigen Formen.

Man verfehlte nicht, wiederum zu sagen:

»Der berühmte Ciseleur macht seine Frau sehr unglücklich — sie sieht jetzt fast eben so schlecht aus wir ihr Mann. Es verlohnte wahrlich nicht der Mühe einen so geschickten Mann zu heiraten, um ein Skelett zu werden. Sie beklagt sich allerdings nicht, aber ohne Grund verändert man sich nicht auf diese Weise, und da diese Leute sehr gute Geschäfte machen, da sie reich sind, so würden sie nicht mager werden, wenn sie sich gut mit einander vertrügen.«

Zuweilen erlaubte sich ein Kunde oder eine Nachbarin, wenn der Ciseleur nicht zugegen war, leise zu seiner Frau zu sagen:

»Er ist nicht sehr liebenswürdig, Ihr Herr Gemal — man sieht ihn niemals lächeln. Wenn er spricht, so geschieht es stets in mürrischem, schroffem Tone; oft antwortet er gar

nicht. Sie müssen mit einem solchen Manne ein sehr langweiliges Leben führen, Nachbarin.«

Helene antwortete aber sehr trocken:

»Madame, ich habe Harzmann geheiratet, weil er mir gefiel — eine Frau darf sich bei dem Gatten, den sie einmal gewählt hat, niemals langweilen.«

Diese Antwort schnitt alle weiteren Fragen kurz ab und man sagte sich blos:

»Diese Frau ist nicht wie alle anderen, da sie sich bei ihrem Gatten niemals langweilt.«

Zwei Jahre später verließ Meister Harzmann sein Magazin, indem er ankündigte, daß er sich von den Geschäften zurückzöge und nur noch einige ausgewählte Sachen von hohem Werthe verkaufen würde, die sich nur für reiche Kunstliebhaber eigneten.

Bei seinem Vermögen, welches sich auf fünfzehntausend Francs Rente belief, glaubte man allgemein, Meister Harzmann werde eine angenehme bequeme Wohnung miethen, um darin alle Annehmlichkeiten eines sorgenfreien Lebens zu genießen, oder auch, er würde ein schönes Landhaus, eine reizende Villa kaufen, welche Alles enthielte, was gefällt, Alles, was ein ländliches Asyl verschönt.

Dem war aber nicht so. Der Ciseleur war kein Freund des Landlebens. In den ersten Monaten seiner Ehe, als seine Frau ihm einen Ausflug in die Umgegend von Paris vorgeschlagen, hatte er gegen diese Art von Zerstreuung einen so tiefen Widerwillen zu erkennen gegeben, daß man sich seitdem niemals wieder erlaubt hatte, ihm eine Landpartie vorzuschlagen.

Dieser Mann, der sich jetzt den Blicken der Welt entziehen zu wollen schien, miethete eine Wohnung in jenem häßlichen Hause des Faubourg Saint-Martin, welches wir vorhin beschrieben.

Hierher, in die zweite Etage und das Hinterhaus hatte Meister Harzmann mit seiner Frau, seinem Kind und einer Dienerin sich zurückgezogen, oder man konnte beinahe sagen versteckt.

Die Wohnung war für diese Familie groß genug, aber alle Zimmer waren düster und unfreundlich. Es gab deren, welche ihr Licht nur durch ein in einen anderes führende Glasthür erhielten, denn die Sonne drang niemals hinein.

Die Frau des Ciseleurs hatte diese neue Wohnung bezogen, ohne eine Klage zu äußern, ohne die mindeste Unzufriedenheit blicken zu lassen. Ganz gewiß mußte diese Frau mit großer Tugend begabt sein, daß sie bei ihrem Vermögen sich in dieses Gefängniß sperren ließ, und zwar mit einem Manne, der oft ganze Tage zubrachte, ohne ein Wort zu sprechen. Viele andere Frauen würden an Helenens Stelle sich gegen diese neue Existenz empört haben, die man ihnen bereitete, eine von allen Vergnügungen und Zerstreuungen beraubte Existenz, die nun auch sogar der Luft beraubt zu werden drohte.

Madame Harzmann nahm dieses traurige, einsame Leben, welches ihr Mann ihr bereitete, ruhig hin. Dennoch muß man sagen, daß der Ciseleur seine Frau niemals hinderte, mit ihrem Kinde spaziren zu gehen; was ihn selbst aber betraf, so wartete er, wenn er ja einmal zufällig den Fuß aus dem Hause setzte, allemal, bis die Nacht eingebrochen war.

Gegen die Mitte eines schönen Tages — ungefähr zwölf Tage nach dem Diner von vierundzwanzig Couverts, welches bei Madame Pothery stattgefunden, blieb Endymion Dufourré, immer noch geschnürt und parfümirt, in dem Faubourg Saint-Martin vor dem Hause stehen, in welchem Meister Harzmann wohnte. Der kleine Löwe richtete sein Lorgnon auf die häßliche Hausflur und sagte dann bei sich selbst:

»Es ist nicht möglich! Ein geschickter Künstler, ein Ciseleur von großem Talent, kann nicht in dieser Barrke wohnen — ich muß mich dieses gemeinen Wortes bedienen, um dieses Haus zu bezeichnen — dennoch ist dies die Nummer, die man mir gesagt hat. Was soll ich thun? Soll ich hineingehen? — Ich werde mich in dieser Hausflur schmutzig machen. Wenn ich mich nun nebenan erst erkundigte? Zum Teufel! links wohnt ein Garkoch und rechts eine Obsthöckerin — ich kann doch nicht in diese Boutiquen hineingehen — das hieße mich compromittiren. Lieber will ich mich in die Hausflur hineinwagen.«

Endymion ist eingetreten. Er geht mit Vorsicht. In dem kleinen Hofe angelangt, bleibt er ganz überrascht stehen, als er zwei Blousenmänner an einem an der Mauer stehenden Tische essen und trinken und im Hintergrunde den Laden eines Weinhändlers sieht.

»Ah, hier gibt es einen Speisewirth — bei dem kann die Zeche nicht theuer sein!« sagt unser Elegant, den die beiden Blousenmänner wie eine Curiosität betrachten.

»Ganz gewiß habe ich mich geirrt. Hier wohnt kein Ciselier Namens Harzmann, nicht wahr Madame?«

Die in dem Laden des Hintergrundes stehende Person beeilt sich zu antworten:

»Allerdings; Herr Harzmann wohnt hier in der zweiten Etage.«

»Also wirklich in diesem Hause —«

»Ja, in der zweiten Etage auf der Hinterseite.«

»Aber ich sehe ja keine Treppe.«

»Zu Ihrer Rechten — im Winkel.«

»Ah, ja — jetzt entdecke ich sie — es hat mir Mühe gekostet, aber endlich bemerke ich sie — ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame.«

Und Dufourré geht die Treppe hinauf, indem er sich wohl versieht, wo er den Fuß hinsetzt, und indem er bei sich sagt:

»Wie es scheint, vertritt die Weinhändlerin zugleich die Stelle des Pförtners — diese Treppe ist nicht übel — wie das ganze übrige Haus — na, da bin ich in der ersten Etage. — Ach, mein Gott, was bedeuten denn alle diese kleinen Brücken, die ich hier vor mir sehe? Das sieht beinahe aus wie die Decoration eines Zauberspiels — das würde Effect machen — man würde sagen: Alle diese kleinen Brücken werden aufeinanderfallen — es sind Fallthüren! — Dieses ganze Haus hat das Ansehen einer gräßlichen Falle — es ist mir jeden Augenblick, als müßte ich in etwas hinabsinken, oder mich in ein Thier verwandelt sehen. Na, das wäre wieder eine Etage — also im Hinterhause. Man unterscheide doch ein Hinterhaus in einer solchen Spelunke wie diese. Dennoch glaube ich, daß ich recht bin.«

Endymion hat geklingelt. Ein Bauernmädchen, welches ein wenig blödsinnig zu sein scheint, öffnet die Thür.

»Wohnt hier Herr Harzmann, der Ciseleur?«

»Ja, der wohnt hier, mein Herr.«

»Sehr schön.«

Endymion will eintreten, aber die Magd vertritt ihm den Weg.

»Wo wollen Sie denn hin, mein Herr?«

»Nun, mit eurem Herrn will ich sprechen.«

»Aber auf diese Weise tritt man nicht bei uns ein.«

»Wie, man tritt nicht ein? — Ist euer Herr nicht sichtbar?«

»Das weiß ich nicht, mein Herr.«

»Nun, das ist nicht übel — wer soll es denn wissen?«

In diesem Augenblicke macht das Erscheinen der Gattin des Ciseleurs dieser Discussion ein Ende. Sie kommt auf den Fremden zu, indem sie sagt:

»Was wünschen Sie, mein Herr?«

»Madame, ich wünsche mit Meister Harzmann zu sprechen.«

»Was wünschen Sie von ihm, mein Herr?«

»Was ich von ihm wünsche? Das ist sehr einfach. Ich will ihm eines jener schönen Kunstwerke abkaufen, von welchen er früher ein Magazin hielt. Man hat mir versichert, daß er deren jetzt noch zu verkaufen hätte.«

»Haben Sie die Güte einzutreten, mein Herr. Mein Mann wird sogleich kommen.«

Helene läßt Endymion in ein ziemlich schönes Zimmer treten, wo Becher, Vasen, Lampen und verschiedene andere Gegenstände von Silber oder Email auf Bretgestellen stehen. Hier läßt sie ihn allein.

»Ein seltsames Haus! Es ist wie eine Festung,« sagt Dufourré bei sich selbst. »Ich glaube, man muß eigentlich die Parole wissen, um eingelassen zu werden — aber das sind schöne Sachen, sehr schöne Sachen; es ist zu beklagen, daß es in dieser Wohnung so finster ist.«

Nach Verlauf von einigen Minuten öffnet sich eine andere Thür und Meister Harzmann erscheint.

Der Ciseleur trägt einen langen Schlafrock von dunkler Farbe und auf dem Kopf eine Mütze von schwarzem Sammt, welche beinahe bis auf die Augen herabreicht. Schon seit mehren Jahren hat er sich den Bart stehen lassen, den er sehr lang trägt, was ihm vollends ein wildes und beinahe unheimliches Ansehen gibt. Dennoch grüßt er Endymion auf höfliche Weise, indem er zu ihm sagt:

»Sie wünschen mir etwas abzukaufen, mein Herr?«

»Ja, Meister Harzmann, ja, denn Sie besitzen große Talente; alles was aus Ihren Händen hervorgeht, ist sehr gesucht. Ich sollte Ihnen dies eigentlich nicht sagen, weil ich hierher komme, um zu kaufen, aber ich liebe einmal vor allen Dingen, dem Talente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Der Ciseleur verneigt sich, zeigt auf seine Gestelle und sagt:

»Sehen Sie zu, mein Herr, was Ihnen von meinen Vorräthen vielleicht gefällt.«

»Ich will mir die Sachen ansehen. Ich habe bei einer Dame, mit der ich sehr gut bekannt bin, einen sehr schönen Becher gesehen, der, wie sie mir sagt, auch von Ihnen ist. Sie wünscht nun etwas, was als Seitenstück dazu dienen

kann, ohne daß es ebenfalls ein Becher sei, und da ich mich dieser Dame angenehm zu machen wünsche, so wissen Sie schon! — Das sind schöne Sachen, sehr schöne Sachen; aber Meister Harzmann, ich kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie sich in ein so häßliches Haus einquartirt haben. Sie, ein Mann, der Vermögen hat, und man sagt, Sie seien reich, wie können Sie sich in eine solche Spelunke, in ein solches Gefängniß vergraben?«

Der Ciseleur macht eine Bewegung der Ungeduld, die er aber sofort wieder unterdrückt, indem er murmelt:

»Und wie haben Sie denn meine Wohnung erfahren, mein Herr?«

»Ja, wenn man sie mir nicht so genau bezeichnet hätte, so würde ich Sie niemals hier gesucht haben, das schwöre ich Ihnen. Ein Freund von mir, ein liebenswürdiger feiner Mann, der gestern bei mir war und gegen welchen ich den Wunsch aussprach, ein Kunstwerk von Ihrer Hand zu besitzen, sagte zu mir: »Nun, so gehen Sie doch zu Meister Harzmann, er hat deren noch zu verkaufen!« »Aber,« sagte ich zu ihm, »hat dieser geschickte Künstler sich nicht von den Geschäften zurückgezogen? Er hat jetzt weder Kaufladen noch Magazin.« »Das thut nichts,« entgegnete er, »er besitzt noch sehr schöne Sachen.« Und dann gab er mir Ihre Adresse.«

»Würden Sie mir wohl den Namen des Herrn nennen?«

»Es ist ein Mann aus der hohen Gesellschaft und wahrscheinlich einer Ihrer guten Kunden gewesen. Ohne Zweifel kennen Sie ihn, es ist Herr von Saint-Croisy.«

Der Name Saint-Croisy scheint auf Meister Harzmann

eine durchaus nicht angenehme Wirkung zu äußern. Seine Züge verzerren sich, ein düsterer Ausdruck leuchtet aus seinen Augen, seine Lippen schließen sich wie mit krampfhafter Bewegung zusammen und kaum kann er mit dumpfer Stimme antworten:

»Ah, Herr von Saint-Croisy, dieser also hat Ihnen meine Adresse gegeben?«

»Allerdings, Sie kennen ihn wohl, nicht wahr?«

»Ja, ja, ich kenne ihn.«

»Ein Mann vom besten Tone, der vornehme Bekanntschaften hat und sich der Gunst hochgestellter Personen erfreut. In diesem Augenblicke steht er im Begriffe, Steinkohlenwerke, die er im Norden besitzt, in Betrieb zu setzen. Dies wird ein famoses Geschäft — man wird seine Capitalien dabei vervierfachen. Ich habe einige Actien gezeichnet, er hat mir deren versprochen, ich stehe auf der Liste der Personen, welchen er gefällig zu sein wünscht, — o er wird mir einige Actien ablassen, ich bin dessen gewiß.«

Während Dufourré sprach, sah Harzmann ihn an und es lag in seinen Augen ein Ausdruck, welcher dem Stutzer nicht geschmeichelt haben würde, wenn er ihn zu verstehen gewußt hätte; der Ciseleur schien aber Eile zu haben, sich seines Besuches zu entledigen, und sagte zu ihm:

»Nun, mein Herr, haben Sie Ihre Wahl getroffen?«

»Ja, dieser silberne Humpen hat für mich viel Verführerisches. Wie viel wollen Sie dafür?«

»Dieses Stück kostet fünfhundert Francs, mein Herr.«

»O, das ist ein wenig theuer — ich gebe zu, daß es sehr gut gearbeitet ist, aber können Sie von dem Preise nicht etwas nachlassen?«

»Ich habe niemals zwei Preise gehabt, mein Herr. Der, welchen ich verlange, verändert sich niemals.«

»Ah, ich verstehe, Sie verkaufen nur zu festen Preisen. Nun wohlan, ich nehme diesen Humpen, haben Sie die Güte, mir ihn einzupacken, hier sind fünfhundert Francs; wenn die Dame damit nicht zufrieden ist, dann ist sie in der That schwer zu befriedigen.«

»Hier ist Ihr Humpen, mein Herr.«

»Sehr schön! Leben Sie wohl, Meister Harzmann, ich freue mich, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Künstlers gemacht zu haben. Aber, offen gesprochen, wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, mich wiederzusehen, so thun Sie mir den Gefallen, die Wohnung zu ändern. Apropos, haben Sie vielleicht Herrn von Saint-Croisy etwas sagen zu lassen? Ich gedenke ihn bald wegen jener famosen Actien zu sprechen.«

»Nein, ich danke Ihnen, mein Herr — ich habe ihm nichts sagen zu lassen.«

»Dann guten Tag, mein lieber Meister Harzmann — wenn ich sage guten Tag, so ist man bei Ihnen immer versucht, guten Abend zu sagen.«

Harzmann sieht Endymion, während dieser sich entfernt, nach und murmelt:

»Welch ein Dummkopf!«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.